

Wochenblatt für das werktätige Volk

Bilder-Beilage „Welttrundschau“, Roman-Beilage „Die Quelle“

Bezugsbedingungen:
Für Österreich monatlich S 1.30, Einzelnummer 30 Groschen
Es wird gebeten, das Abonnement im voraus zu bezahlen
Telephon: St. Pölten Nr. 76 • Postcheckkonto 175.831

Amstetten-Waidhofen
18. Oktober 1929.

Redaktion und Verwaltung: St. Pölten, Keffstr. 6
Unrankierte Briefe können nicht angenommen werden
Anonyme Zuschriften können nicht berücksichtigt werden
Telephon: St. Pölten Nr. 76 • Postcheckkonto 175.831

An das werktätige Volk von Niederösterreich!

Wähler und Wählerinnen!

Am 10. November sind alle wahlberechtigten Frauen und Männer in Niederösterreich berufen, darüber zu entscheiden, wer in den nächsten fünf Jahren die Gemeinden verwalten soll. Jede Gemeindevahl ist eine außerordentlich ernste und wichtige Sache. Sind doch die Gemeinden die Zellen der öffentlichen Verwaltung, können doch Beschlüsse und Anordnungen eines Gemeinderates die täglichen Sorgen und Bedürfnisse des Einzelhaushaltes tief beeinflussen. Aber niemals noch haben Gemeindevorstände eine solch ungeheure Bedeutung gehabt, wie diesmal.

Diese Gemeindevorwahlen stehen im Zeichen der Verteidigung des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes.

Die bürgerlichen Parteien haben sich den Heimwehren in die Arme geworfen. Unter dem Kommando der Heimwehren stellen sie gemeinsame Wahllisten in allen Orten auf, wo sie die Sozialdemokraten zu fürchten haben. Wenn sie bei dieser Wahl den Sieg davontragen, so wollen sie eine Verfassungsänderung durchführen, die es verhindern soll, daß die Partei der Werktätigen jemals wieder als Verwalterin die Gemeindestuben einziehen kann.

Mit zynischer Offenheit hat der Bauernbund die Erreichung dieses Zieles als den Sinn des Zusammenschlusses angegeben.

Die in der sozialdemokratischen Partei vereinigten Arbeiter, Angestellten und Arbeitsbauern haben bisher in Niederösterreich viele Gemeinden verwaltet. In der Mehrzahl der Gemeinden herrschen aber die Einheitslisten. Brauchen wir zu vergleichen, in welchen Gemeinden soziales Verständnis und menschliches Empfinden für die Not und für die Bedürfnisse des Volkes vorherrschen? Ohne Ueberhebung ist da von vorneherein festzustellen, daß in den von Sozialdemokraten beherrschten oder von ihnen verwalteten Gemeinden die ehrliche Bemühung obwaltet, mit den kargen Mitteln den breiten Massen zu dienen. Das ist ja auch der heftigste und in Wahrheit ehrenhafteste Vorwurf der Einheitslisten gegen die Sozialdemokraten, daß sie in den Gemeinden der Not des Volkes nach Möglichkeit zu steuern suchen.

Die Gemeinden sind unter der Verwaltung jener Parteien, die sich heute als Einheitsliste zum Sturm gegen die Sozialdemokraten zusammengeschlossen haben, verdoct und erstickt. Sie sind in Jahrzehnten, die sie von unseren Gegnern allein verwaltet wurden, nicht um einen Schritt weitergekommen.

In diese Gemeinden zogen nun nach dem Umsturz 1918 die von der werktätigen Bevölkerung gewählten Sozialdemokraten, die

Arbeiter, Angestellten und kleinen Leute ein. Hatten die Gemeinden schon vor dem Kriege allen Anforderungen, die die Bevölkerung mit Recht an sie stellen konnte, hohngesprochen, so waren sie durch die maßlosen Schäden der Kriegsjahre zu verwahrlosten Häuserhaufen geworden, in denen ein ausgehungertes, krankes und verelendetes Volk lebte. Ungeheure Aufgaben türmten sich vor den neuen Verwaltern auf. Sie konnten nur bewältigt werden, wenn man neue Wege beschritt.

Die Sozialdemokraten zauderten nicht. Ihr Grundtag war, die Gemeinden zu einer Organisation der Fürsorge für die Hilfsbedürftigen umzugestalten. Die Gemeinden sollten zu Organisationen der ausgleichenden sozialen Gerechtigkeit werden, die die Interessen der Mehrheit des Volkes, der Werktätigen in Stadt und Land den Interessen des nackten Besitzes voranstellt.

In diesem Geiste gingen die Sozialdemokraten an die Arbeit und sie haben Großes geleistet. In neuerrichteten vorbildlich ausgestatteten Schulen wird den Kindern ein Unterricht erteilt, der sie dank der unvergleichlich reichhaltigeren Lehrmittel und der durch die Sozialdemokraten erzwungenen Verbesserung der Unterrichtsmethoden fähig macht, den gesteigerten Ansprüchen des Berufslebens nachzukommen. Den bedürftigen Kindern werden die Lehrmittel von den Gemeinden beigegeben, so daß den Eltern auch diese Sorge abgenommen ist.

Die Sorge für die heranwachsende Jugend haben die Gemeinden als ihre wichtigste Aufgabe erkannt. Darum begnügen sie sich nicht mit der Gewährleistung eines bescheidenen Unterrichtes. Auch die Gesundheit der Kinder fördern sie durch unzählige Einrichtungen.

Der werdenden Mutter stehen Mutterberatungsstellen zur Seite. Nach dem Beispiel des roten Wien gehen immer mehr Gemeinden dazu über, bedürftigen Müttern als Angebinde Säuglingswäsche zu überreichen. Die Fürsorge begleitet das Kind von seinem ersten Gehversuchen bis zum Eintritt ins Berufsleben. Kindergärten und Kinderheime, Schulfrühstück und Kinderauspeisungen, Schulzahnkliniken, Turn- und Sportplätze sorgen für seine körperliche Kräftigung.

Aber auch der Erwachsene findet die Hilfe der Gemeinde, wann immer er sie benötigt. Spitäler, die von den Gemeinden angelegt oder mit Gemeindegeldern erweitert wurden, sorgen für die Kranken, Tuberkulose-Beratungsstellen helfen die Volksseuche zu bekämpfen, an die Stelle der Almosen traten die Fürsorgeeinrichtungen, die nach Maßgabe der Mittel, aber immer nach besten Kräften und unter Anerkennung des Rechtes auf Hilfe die vom Lebenskampf Verwundeten wieder aufrichten, den Alten ihre letzten Tage erleichtern.

Die Krönung findet dies alles in dem gewaltigsten Fürsorgewerk, welches jemals Gemeinden auf sich genommen haben, in der Bekämpfung der Wohnungsnot.

Gewiß ist hier noch Unendliches zu tun übrig geblieben, aber so viel als den Gemeinden möglich war, ist geschehen. Tausende wohnungslose Familien haben schon in den von den Gemeinden erbauten Häusern eine gesunde und menschenwürdige Unterkunft gefunden. Besonders auf dem Gebiete des Wohnungsbaues werden die Sozialdemokraten alles daransetzen, um durch Ausnützung des Wohnbauförderungsgesetzes weiterzubauen und weiteren Tausenden von Wohnungsbedürftigen neue und gesunde Wohnungen zu verschaffen.

Unterhalten wurden Wasserleitungen gebaut, an der Beseitigung kultur- und gesundheitswidriger Verhältnisse wird durch Flußregulierungen und Kanalisationsbauten überall rüstig gearbeitet, Freibäder und Badeanstalten fördern Gesundheit und Körperpflege. In der Beseitigung der Straßenschande wurde in allen unseren Gemeinden gearbeitet.

Die Errichtung zahlreicher Autobuslinien hat den Arbeitern, Angestellten und Geschäftsleuten, die außerhalb ihres Wohnortes beschäftigt sind, kostbare Zeit und unmeßbare überflüssige Anstrengungen erspart. Große Gebiete wurden dadurch erst wirtschaftlich erschlossen, den Bauern neue Absatzmärkte, den Geschäftsleuten neue Kundkreise gewonnen.

Alle diese Leistungen haben überdies durch die damit verbundenen Aufträge an Handel und Industrie wesentlich dazu beigetragen, die würgende Wirtschaftskrise, die Arbeitslosigkeit den letzten Jahre fühlbar zu mildern. Man kann, ohne zu übertreiben, feststellen, daß zehntausende Arbeitslose mehr gewesen wären, wenn nicht die sozialdemokratischen Gemeinden gebaut und geschaffen hätten.

Aber auch dort, wo Sozialdemokraten in bürgerlichen Gemeinden verwaltet, haben sie neue Wege gewiesen. Nirgends erfährt der Arbeitsbauer bei der Verpachtung der Gemeindegüter, bei der Festsetzung des Pachtzinses so viel Berücksichtigung, wie dort, wo Sozialdemokraten darüber zu entscheiden haben. Bei Notstandshilfen und Flußregulierungen, bei der Ausgestaltung der Feuerwehren, auch bei allen Angelegenheiten der Fürsorge: überall marschieren die sozialdemokratisch verwalteten Gemeinden voran.

Gegenüber diesen gewaltigen Leistungen, diesem Strom des neuen Lebens, der in den sozialdemokratisch verwalteten Städten und Dörfern fließt, versagen dem Gegner die Argumente.

Sein einziger Lockruf, das Versprechen einer sparsamen Verwaltung, wird ihm nirgends geglaubt, denn man weiß, daß keine „Sparsamkeit“ in dem Abbau all dieser vorbildlichen Einrichtungen besteht. Er hat die Hoffnung aufgegeben, die Städte und Industrieorte ohne Veränderung des Wahlrechtes zugunsten der Besitzenden zurückzuerobern und er fürchtet bereits, daß sich auch im Dorfe die Wahrheit unaufhaltsam Bahn bricht.

Immer größer wird von Wahl zu Wahl die Zahl der sozialdemokratischen Stimmen und an der Kraft seiner Argumente verzweifelnd, hat sich der Gegner den Anhängern der Gewalt in die Arme geworfen.

Das ist der Sinn des Zusammenschlusses der drei bürgerlichen Parteien unter dem Kommando der Heimwehr.

Bürgerkriegsgeschrei, Gewaltandrohungen, hemmungs- und gewissenlose Verleumdungen, dem Schmutzkübel berufsmäßiger Verleumder entlehnt, sollen die Stimme, die aus unseren Werken spricht, überdönen.

Die Heimwehparteien werden die Partei des friedlichen demokratischen Aufbaues nicht besiegen. Der hochmütige und machtgierige Klingen, der vor dem Kriege unsere Gemeinden verwaltet hat, wird nie mehr wieder als Alleinherrscher in die Gemeindestuben einziehen! Die werktätige Bevölkerung Niederösterreichs hat bereits erfahren, daß überall, wo die Heimwehr einbricht, der Friede gestört wird, Handel und Wandel ins Stocken geraten und an Stelle friedlicher Arbeit Soldatenspielerlei, Auflauf und Ueberfall die Straßen beherrschen. Das Volk wird sich davor zu sichern wissen, daß diese Bürgerkriegsheken auch die Arbeit in den Gemeinden zerstören.

In einem grandiosen Aufmarsch der Massen haben die Werktätigen Niederösterreichs den Heimwehren, die am 29. September den „Marsch nach Wien“ antreten wollten, Halt geboten.

Nun steht den Werktätigen eine neue und nicht geringere Kraftprobe bevor.

Der Anschlag auf das allgemeine und gleiche Wahlrecht, der Anschlag der Heimwehparteien auf die Gleichberechtigung der Arbeiterschaft und der Arbeitsbauern muß abgewehrt werden. Die Heimwehren

wollen eine Volksbewegung sein. Die sozialdemokratischen Stimmen, die am 10. November in die Urne fallen, müssen ihnen beweisen, wo die wirkliche Volksbewegung zu finden ist, wenn das werktätige Volk die Verwaltung seiner Gemeinden anvertraut.

Wähler und Wählerinnen, Parteigenossen und Parteigenossinnen!
Alle an die Arbeit! Keine Stimme darf verloren gehen! Am 10. November kämpfen wir um die Demokratie, um das gleiche Wahlrecht, um den Schutz der Kinder, der Kranken, der Alten, der Arbeitslosen vor den frechen faschistischen Bürgerkriegshehern. Bei diesen Wahlen verteidigen wir das be-

scheidene Heim der Arbeiter und Arbeitsbauern gegen die Raubgelüste der Aristokraten und Heimwehrgenerale!

Die Sozialdemokraten, wo immer Ihr sie an der Arbeit seht, haben Hervorragendes geleistet. Wenn wir absehen von der vorbildlichen Wiederaufbauarbeit der Sozialdemokraten in der roten Gemeinde Wien, die Stolz und Bewunderung auf der ganzen Welt findet, wißt ihr aus eurer nächsten Umgebung, aus eurem Ort, was Sozialdemokraten in einem Gemeinwesen zu leisten imstande sind. Vergleicht einmal die Zustände während der Herrschaft der bürgerlichen Parteien, meist sie an dem von den Sozialdemokraten geleisteten und ihr

merdet den gewaltigen Unterschied sofort erkennen.

In ruhigem zielbewusstem Wirken arbeiten die Sozialdemokraten an dem Bau des demokratischen Gemeinwesens. Sie wollen

Frieden und vernünftige Arbeit im Interesse des schaffenden Volkes.

Ihr wollt das gleiche! Ihr wollt die demokratische Sicherung des Gemeinwesens, ihr wollt Ordnung und Vinderung der Wirtschaftsnöte. Die Bürgerblockparteien wollen Unfrieden, sie säen Haß und arbeiten an der Zerstörung des Gemeinwesens.

Jeder werktätige Mann, jede werktätige Frau wählt darum am 10. November sozialdemokratisch!

Die sozialdemokratische Landesparteivertretung Niederösterreich.

Der Kampf um die Demokratie

Die Rede Otto Bauers am Parteitag.

Wir beginnen heute die politischen Beratungen unseres Parteitages in einem Augenblick, in dem die österreichische Volkswirtschaft neuerlich von einer schweren krisenhaften Erschütterung betroffen ist. In den letzten Jahren von 1927 an haben wir gehofft, daß sich die österreichische Volkswirtschaft von ihrer überaus schweren Krise, zwar nur langsam, aber schließlich doch zu erholen beginnt. Es fehlte nicht an Anzeichen einer, wenn auch sehr allmählichen Gesundung, jetzt aber sehen wir wie mit einem Male, daß das Kreditssystem der österreichischen Volkswirtschaft eine Erschütterung erfahren hat, von der wir noch nicht voraussehen können, welches schwere Opfer sie dem Staate und der Volkswirtschaft kosten wird. Schon vor einem Jahre, am 7. Oktober des vorigen Jahres haben wir erlebt, wie ein Aufmarsch der Heimwehr, von dem wir heute wissen, daß er nicht etwa nur von der Regierung Seipel erlaubt, sondern daß er von Herrn Dr. Seipel persönlich arrangiert worden ist, wie dieser Aufmarsch damals eine Panik erzeugt hat. Wir haben erlebt, wie seit dem blutigen Sonntag von St. Lorenzen, seit jenem dreifachen Überfall der Heimwehrschaften auf die österreichische Arbeiterschaft, die Unruhe sich immer mehr und mehr verbreitete, wir haben gesehen, wie die Drohungen mit Gewalt, mit Putzsch, mit Staatsstreik, mit Verfassungsbruch immer dreister geworden sind, wie man für den 29. September in einem förmlichen Ultimatum den Tag mit „tieferen Sinn“, den Tag des Druckes auf die österreichische Demokratie, vorausgesagt hat und wir haben nun erlebt, wie die Unruhe, die auf diese Weise erzeugt worden ist, die schwersten volkswirtschaftlichen Wirkungen gezeitigt hat. Es begann unter dem Druck dieser Drohungen eine wirkliche Volksbewegung, nämlich

die Volksbewegung zu den Schaltern der Sparkassen und Banken,

von denen die Einleger ihre Einlagen zurückgeholt haben, es begannen wieder Erscheinungen, die wir seit der Inflationszeit nicht mehr gesehen hatten, wieder Massenkäufe von ausländischen Valuten und Devisen; es gab in der Woche vor dem 29. September Tage in Wien, wo ausländische Zahlungsmittel nicht mehr zu haben gewesen sind und man Tag für Tag in Flugzeugen Dollarnoten nach Wien gebracht hat. Wir haben gesehen, welche Folgen all das gehabt hat. Der Zinsfuß mußte erhöht werden und jeder Bauer in ganz Österreich zahlt heute für seine Hypothek höhere Zinsen, jeder Gewerbetreibende und Industrielle für seine Bankschulden höheren Zins, deswegen, weil die Heimwehren doch am 29. September zeigen mußten, daß sie „da sind“! Wir haben gesehen, wie unter dieser Anspannung die freischon seit langer Zeit kranke Bodenkreditanstalt zusammengebrochen ist, und wir werden noch, daran verweise ich nicht, die Wirkungen dieses Zusammenbruchs in den Betrieben, die zum Konzern der Bodenkreditanstalt gehören und

in denen viele Tausende von Arbeitern und Angestellten beschäftigt sind, wir werden sie noch in den Wirkungen auf die Volkswirtschaft und die Staatsfinanzen zu fühlen bekommen.

Wir sind von allen Industriestaaten Europas, vielleicht der ganzen Welt, der kapitalärmste, derjenige, der am stärksten darauf angewiesen ist, das ausländische Kapital seiner Produktionsapparate in Gang hält. Und gerade dieses schwache Land leistet sich nun seit Jahren den Luxus, ständig dem Ausland gegenüber zu zeigen, daß hier jeden Tag irgendwelche große Gewalttätigkeiten stattfinden können, die sein Kapital in Gefahr bringen. Sehen Sie, jeder kann vor den Vertretern der Bauernschaft hören, daß in den genossenschaftlichen Lagerhäusern das Getreide der Bauern unabsehbar liegt. Aber, es ist merkwürdig, gerade die Zeit des Herbstes, zuerst im vorigen Jahr am 7. Oktober, dann heute am 29. September, gerade die Zeit, in der es nötig ist, die Ernte zu finanzieren, das ist nach Auffassung der christlichsozialen und landbäuerlichen Bauernführer die beste Gelegenheit, Exzesse zu veranstalten. Jedes Kind versteht, daß, wenn Getreidehandel und Mühlen keinen oder sehr teuren Kredit haben, sie mit dem Einkauf zurückhalten. Jedes Kind versteht, daß der Bauer so die durch die Heimwehdrohungen hervorgerufene Kreditkrise damit bezahlt, daß er sein Getreide notwendigerweise erst viel später absetzen oder nur mit schwerstem Preisopfer absetzen kann. Da haben diese österreichischen Bauernführer mit Wuth und Not vor ein paar Wochen eine Hilfsaktion für den österreichischen Getreidebau durchgesetzt, und es ist ihnen gelungen, sechs Millionen Schilling vom Finanzminister für diesen Zweck für ganz Österreich zu erreichen. Sechs Millionen Schilling — der Verlust, den der Bund bei den Bodenkreditaktien erleiden wird, mit denen der Herr Dr. Kienböck als Finanzminister die Postsparkasse vollgestopft hat, wird allein sicher mehr als das Dreifache betragen! (Hört Hört!) Abgesehen von den andern Opfern, die Österreich infolge dieser Kreditkrise zu tragen haben wird.

Im Frühjahr haben wir ein neues Mietengesetz gemacht, und die Mieter von ganz Österreich zahlen jetzt den Zinsgroßchen, der bestimmt ist, jene Wohnbauobligationen zu verzinsen, mit denen eine große staatliche Wohnbauförderung gemacht werden sollte, und wir alle haben auf diese Wohnbauförderung die größten Hoffnungen gesetzt. Aber die Heimwehdrohungen, die ganze Beunruhigung, die sie erzeugt haben, der 29. September, sie haben die Begehung dieser Wohnbauaktion für geraume Zeit unmöglich gemacht. Die Wohnungslosen können weiter warten, die Arbeitslosen weiter arbeitslos bleiben, die Baugewerbe weiter unbefähigt bleiben — aber wie viele Baugewerbetreibende haben sich am 29. September gefreut, daß man den Aufstromarziern doch eine so herrlich-

Armee entgegenstellt! (Zustimmung.) Wenn man alljährlich solche Dinge arrangiert, wenn man in der ganzen Welt den Eindruck erweckt, der durch die Taten erweckt wird und nicht, wie der Herr Baugoin glaubt, dadurch, daß die Sozialdemokratie die ganze bürgerliche Welt beherrscht (Heiterkeit), wenn man in der ganzen Welt den Eindruck hervorruft, daß hier die staatliche Ordnung, die Verfassung, die Demokratie nicht sicher sind, wenn jeden Tag nicht mehr nur die Heimwehrführer, sondern auch die verantwortlichen bürgerlichen Politiker, die Parlamentarier bis zum letzten Zimmerl und letzten Hampel hinunter (Heiterkeit) täglich drohen, demnächst, wenn es nicht verfassungsmäßig geht, würden sie eben durch einen Staatsstreich eine neue Ordnung in Österreich schaffen, wenn man so täglich mit dem Bürgerkrieg spielt, dann ist es ganz selbstverständlich, daß erstens große Mengen österreichisches Geld ins Ausland gehen, statt hier Verwendung zu finden, und daß der Zustrom ausländischen Kapitals nach Österreich dauernd gehemmt wird. Während hier alles, Gewerbetreibende, Bauern, Industrielle und Kaufleute, über den Mangel an Kredit klagt, betreibt man eine verbrecherische frivole Politik, die den österreichischen Kredit nicht nur für den Augenblick, sondern auf Jahre hinaus unheilbar schädigt. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß heute schon Zehntausende österreichischer Arbeiter dieses freispielerische Spiel mit dem Bürgerkrieg mit der Arbeitslosigkeit bezahlen müssen. Und dabei ist das Aufreizende an dieser ganzen Wirtschaftskrise, daß sie eben nicht aus organischen wirtschaftlichen Prozessen hervorgeht, sondern, daß hier wirklich die Politik es ist, die die in Gang befindliche Erholung immer wieder unterbricht. Wenn es noch eines Beweises bedürft hätte, so mußten doch die Ereignisse der letzten Wochen jeden belehren, daß die Krise der Demokratie, die man unwillig erzeugt, in diesem Lande unvermeidlich zu der denkbar schwersten Krise der Volkswirtschaft geworden ist und immer mehr werden muß, wenn man diesem Spiele nicht Einhalt gebietet.

Ich spreche von einer

Krise der Demokratie.

Das bedeutet aber diese Krise der Demokratie in Österreich, was ist eigentlich geschehen, daß hier die Demokratie gefährdet erscheint? Genossen, die politische Krise, die wir heute erleben, ist die Folge eines zwiespältigen Entwicklungsprozesses, der sich in Österreich im Verlauf der neun Jahre bürgerlicher Regierung in der Republik vollzogen hat. Zwiespältig im folgenden Sinn:

... diesen neun Jahren ist der Einfluß, der Nachbereich der Sozialdemokratie innerhalb des österreichischen Volkes stetig und unaufhaltsam gewachsen. Aber in demselben Maße, in dem unsere geistige Macht innerhalb des deutschöster-

reichischen Volkes gewachsen ist, in demselben Maße haben sich die physischen Gewaltverhältnisse zugunsten unserer Gegner verschoben.

Im Jahre 1920 hatten wir in Österreich 491.000 Mitglieder, am Anfang dieses Jahres 713.000. Wir hatten bei den Wahlen 1920 rund eine Million Stimmen, im Jahre 1927 anderthalb Millionen Stimmen! Im Jahre 1920 haben von der gesamten Wählererschaft nicht ganz 36 Prozent sozialdemokratisch gestimmt, 1927 aber schon beinahe 43 Prozent. Es war ein stetiges und unaufhaltsames Wachstum, und was immer die bürgerlichen Parteien dagegen unternahmen, sie konnten dieses Wachstum nicht aufhalten. Mit allen möglichen Mitteln haben sie uns zu treffen gesucht, alle inneren Gegensätze in jener Einheitsliste zu überbrücken versucht, mühen sich uns zu schlagen gehofft haben. In demagogischer Weise haben sie jene Finanzhege gegen Wien entzweit, und den Bauern im Zillertal eingeredet, daß sie die „Breitner-Steuern“ zahlen müssen.

Es hat ihnen nichts genügt.

Wir haben ihren Ansturm abgewehrt. Sie haben den 15. Juli in der brutalsten, in den niedrigsten, in der verlogenen Weise gegen uns auszunützen gesucht — es hat ihnen nichts genügt; jede Naachwahl hat bewiesen, daß wir weiter gewachsen sind. Aber während wir im Volke immer größer geworden sind, haben sich die physischen Gewaltverhältnisse gegen uns verschoben. Die Soldaten, die die Zeit des Krieges und die Zeit der Revolution zu uns getrieben hat, sie haben nach Beendigung der Dienstzeit das Bundesheer verlassen und sind ersetzt worden durch neunzehnjährige Burschen, die mit Empfehlungen der Pfarrämter zu den Assentkommissionen gekommen sind und die, selbst soweit sie mit der Arbeiterklasse gefühlt haben und gut republikanisch gewesen sind, doch viel zu jung und organisatorisch viel zu unerfahren waren, als daß sie sich dem Terror der Offiziere des Herrn Baugoin hätten widersetzen können. Der 15. Juli hat überdies große Teile der Polizei zur Reaktion hinübergeworfen und vor allem hat er dem Herrn Dr. Seipel den willkommenen Anlaß gegeben, um an die Kapitalkraft der Banken, der Industrie und des Großgrundbesitzes zu appellieren, damit sie ihre Militärsubsidien der Aufrüstung des Faschismus zur Verfügung stellen. Diese Situation mußte faschistische Regungen innerhalb der Bourgeoisie erzeugen. Mit einer herzerstehenden Offenheit wird in der Programmbroschüre der Heimwehren gesagt, man höre doch endlich mit den Wahlen auf, die immer nur den Sozialdemokraten nützen. (Heiterkeit.) Aber wenn es die Bourgeoisie war, die den Faschismus aufgezogen hat, so hat doch der Faschismus aus sich heraus in dem Maße, als er wuchs, eine eigene Führergarnitur hervorgebracht, die nicht identisch ist weder mit den Herren vom Schwarzenbergplatz Nr. 4, noch mit

den Herren vom Schwarzenbergplatz Nr. 2, das heißt, weder mit den Führern der Industriellen, die das Geld hergegeben haben, noch mit den Führern der christlichsozialen Partei und der anderen bürgerlichen Parteien, die für die wohlwollende Unterstützung der Behörden gesorgt haben. Es war vielmehr eine eigene Führergarnitur eigener Art, wie sie in so einer Bewegung eben entstehen muß: professionelle Putschisten, wie jene stichtigen Offiziere vom Kapp-Putsch her, gedankenlose und unwissende Abenteuerer, wie diese kroatischen und ruthenischen Offiziere in Graz, die die Pläne ausarbeiten, wie sie den Italienern die Grenzen öffnen, und gegen die Jugoslawen Krieg führen werden; ehrgeizige Advokaten, wie der Herr Steidle und einfältige Provinzspieker, die keine Ahnung haben von dem, was in der Welt vorgeht, wie der Herr Pfirmer — und je mehr man mit dem Gelde der Kapitalisten und, dank der Unterstützung der Behörden, Maschinengewehre und Gewehre, Infanteriemunition und Handgranaten in den Waffenmagazinen der Heimwehr häuft, je größer die Schemen werden müssen, die auf den Reichhöfen des Großgrundbesizers für die Einlagerung dieser Waffen zur Verfügung gestellt wurden, desto dreister und desto kühner wurde die Sprache und — wenn man dieses Wort gebrauchen darf — auch die Gedanken (Heiterkeit) der Heimwehrführer. Da hieß es schon vor einem Jahr: der gordische Knoten müsse mit Gewalt durchhaut werden, kurze Zeit später: der Marxismus könne nur mit Blut und Eisen niedergeworfen werden, dann: man müsse mit der Waffe in der Faust die parlamentarisch-demokratische Verfassung zerschlagen; bis vor kurzem jene programmatische Heimwehrbrochüre die Frage, was die Heimwehr denn eigentlich volle, beantwortet hat, mit den Worten: „Wir sagen es mit jener Offenherzigkeit, die, weil sie Gutes und Ehrliches zu bekennen hat, nichts verbirgt: die Diktatur.“

Die Bourgeoisie hat all das ausgezogen — aber jetzt hat sie die Folgen zu fühlen bekommen.

Und jetzt suchen sie nach einem Ausweg, wie man zwar diese faschistischen Truppen benötigen könnte gegen die Sozialdemokratie — ohne daß sie jedoch das Kapital in Oesterreich zufällig mittertschlagen. (Heiterkeit.) Und ebenso wie es der Kapitalistenklasse ergeht, so auch den bürgerlichen Parteien. Sie haben es gemacht, sie haben diesem Treiben die Unterstützung der Regierung und Behörden gesichert, sie machen heute noch Reklame für dieses Treiben, aber

in Wirklichkeit haben sie die größte Angst davor.

Heute sehen auch sie schon: diese neuen Führergruppen wollen sich an ihre Stelle setzen, und ihre größte Angst ist, daß diese Heimwehr eine neue Partei werden könnte, die ihnen ihre Wähler nimmt. Und bei dieser Suche nach einem Ausweg wurde plötzlich der Gedanke geboren, das Dringende, was Oesterreich brauche, das sei

Die Reform der Verfassung.

Genossen, der Gedanke klingt ja absurd. Unser ganzes politisches Leben nimmt eine groteske Irrealität an, wenn in dem Augenblick, da alle Menschen die schwersten wirtschaftlichen Sorgen haben, man im Parlament sich mit der Frage beschäftigt, wie die Verfassungsgerichtshof zusammengekehrt sein oder welche Befugnisse der Bundespräsident haben soll. Aber der Gedanke ist schon verständlich. Die Bourgeoisie, die bürgerlichen Parteien, wollen einerseits die Heimwehrbewegung ausnützen, um uns Verfassungsänderungen abzupressen, die unsere Macht dauernd einschränken sollen, und sie wollen gleichzeitig mit diesen Verfassungsreformen die neue Führergarnitur des Faschismus beruhigen und besänftigen.

Nur wollen wir uns nicht darüber täuschen, daß hinter der Gemeinschaft des Schlagwortes sich in Wirklichkeit sehr tiefgehende Meinungsverschiedenheiten verbergen. Die bürgerlichen Parteien möchten gern im Parlament eine Verfassungsreform wirklich zustande bringen, die uns zurückdrängen soll. Die Faschisten wünschen nichts mehr, als daß die Verfassungsreform im Parlament scheitert, weil sie hoffen, dann komme der Augenblick für den Staatsstreich, für die Diktatur. Die bürgerlichen Parteien, die den parlamentarischen Weg gehen wollen, sie müssen es versuchen, sich mit uns irgendwie zu verständigen, denn Verfassungsreformen können nur mit zwei Drittelmehrheit gemacht werden und die ist ohne uns nicht zu haben. Die Faschisten lehnen jede Verständigung mit uns als eine unerlaubte und geradezu unmoralische Päckerei ab, weil sie ja wollen, daß es im Parlament scheitert, damit ihre

Gelegenheit komme. Wir wissen nicht, mit was für einer Verfassungsvorlage die neue Regierung vor das Parlament treten wird. Aber wie immer diese Vorlagen aussehen werden, gewiß ist, daß es unsere nächste Aufgabe sein wird, uns im Parlament mit Verfassungsvorlagen der Regierung zu beschäftigen, und daher ist es selbstverständlich die erste Aufgabe der politischen Beratungen des Parteitages unsere Stellung zu den Verfassungsfragen zu bestimmen. Einig sind wir nach meiner Ueberzeugung vollkommen darin, welche von den bürgerlichen Verfassungsprojekten, die da jetzt in der Luft herumfliegen und in den Zeitungen und Konventikeln erdört werden,

für uns schlechthin und unbedingt unannehmbar sind.

Und damit, Genossen, jedermann außerhalb dieses Saales ganz deutlich versteht, welches die Projekte sind, für die nie und nimmer eine sozialdemokratische Stimme im Parlament abgegeben werden kann, so will ich ganz pedantisch hier in fünf Punkten diese fünf für uns schlechthin unannehmbaren Projekte anführen. Das erste ist, daß wir selbstverständlich

nie und nimmer irgendeinem Wahlrechtsraub zustimmen werden.

(Brausender Beifall.) Der alte christlichsoziale Wahlwindel, durch eine Sechsfachigkeitsklausel die Arbeitssuche mit der Entziehung des Wahlrechtes zu bestrafen, ist bei dieser Gelegenheit wieder aufgetaucht, wenn nicht für die Nationalratswahl, so doch wenigstens für die Wahl in die lokalen Selbstverwaltungskörper. Darüber hinaus spukt auch wieder der Gedanke, das Mindestalter des Wahlberechtigten auf 24 Jahre hinaufzusetzen, denn die jungen Leute sind den österreichischen Faschisten zwar gut genug dazu, sie gegen uns marschieren zu lassen, aber sie sind nicht reif dazu, um wählen zu dürfen. Ich glaube, darüber sind wir so einig, daß ich kein Wort mehr dazu zu sagen brauche, daß weder der Wahlrechtsraub an jenen Arbeitern, die die Arbeitssuche zu häufigem Wechsel ihres Wohnortes zwingt, noch der Wahlrechtsraub an der jugendlichen Arbeiterschaft von uns zugelassen werden kann.

Wir sind ebenso einig in einem Zweiten. Ich halte es für selbstverständlich, daß wir die Möglichkeit, eine

neue § 14-Wirtschaft in Oesterreich

unter dem unansehnlichen Namen des Notverordnungsrechtes des Bundespräsidenten herbeizuführen, bedingungslos ablehnen. Ein bürgerlicher Politiker, der mit der Handhabung des § 14 in einer kaiserlichen Regierung viel zu tun gehabt hat, hat einmal darüber sehr zutreffend gesagt: ein Notverordnungsrecht zu schaffen, hat nur dann einen Sinn, wenn man schon entschlossen ist, es zu mißbrauchen. (Heiterkeit und Zustimmung.) Denn wenn man es nicht mißbrauchen will, kommt nie der Fall wo man es anwenden könnte. (Heiterkeit.) Wenn man uns da mit neuen § 14-Vorschlägen kommt, werden wir uns erinnern an das, was wir im Kampfe gegen den § 14 erlebt haben, werden wir uns erinnern, daß der § 14 in Oesterreich das Instrument gewesen ist, durch das es möglich geworden ist, ohne die Bevölkerung zu befragen, den Krieg über die Völker zu verhängen! Dann werden wir wissen, was wir einer solchen Zumutung gegenüber zu antworten haben.

Der dritte Punkt, der mir ebenso selbstverständlich erscheint, ist, daß wir uns gegen die Möglichkeit der Verhängung des

Ausnahmestandes,

die im Programm der Regierung ist, ebenso entschieden zu wehren haben werden. Was der Ausnahmezustand ist, das weiß jedermann, der die Geschichte der österreichischen Arbeiterbewegung kennt. Der Ausnahmezustand war nie etwas anderes als das brutale, das gefährlichste, das niedrigste Kampfmittel gegen die politischen Parteien. Als solches ist er im alten Oesterreich ebenso gegen die Tschechen wie gegen die Ruthenen und Italiener und vor allem gegen die Sozialdemokratie angewendet worden. Wir sind groß geworden im Kampfe und im Siege über den Ausnahmezustand, wir werden uns ihn jetzt da wir groß sind, nicht wiederbringen lassen. (Zustimmung.)

Der vierte Punkt, wo wir gleichfalls einig sind, ist folgender: Die Herren spielen mit allen möglichen Projekten, die Macht des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes, die Macht des vom Volke gewählten Parlaments einzuschränken dadurch, daß sie ihm irgendeine gleichberechtigte oder annähernd gleichberechtigte

zweite Kammer

zur Seite zu stellen. Das Bedürfnis, das einerseits die Länder und andererseits die großen Klassen der Bevölkerung und ihre



Schönere Zähne
SARG'S

KALODONT

wirtschaftlichen Organisationen auf die Gesetzgebung einen gewissen Einfluß üben sollen, ist vollkommen berechtigt, und wir selbst müssen wünschen, daß es befriedigt werde. Es gibt eine sehr zweckmäßige Methode, es zu befriedigen: wenn irgendwo, so wäre gerade hier das Vorbild der deutschen Reichsverfassung nachzuahmen. Wenn man einerseits dem Bundesrat eine ähnliche Stellung wie im Reiche dem Reichsrat gäbe und daneben als Vertretung der wirtschaftlichen Körperschaften einen Wirtschaftsrat zusammenstellte nach dem Muster des deutschen Reichswirtschaftsrates, wäre das gewiß eine sehr zweckmäßige Art und Weise. Statt dessen hat man hier Gedanken, die geradezu grotesk und lächerlich sind. Was will man dazu sagen, wenn man uns ernsthaft vorschlägt, man solle einen Bundesrat mit 27 Mitgliedern der Länder schaffen, in dem jedes Land drei Vertreter hat — die 1.8 Millionen Einwohner ebensoviel wie die 180.000 von Vorarlberg (Heiterkeit) —, und neben den 27 Ländervertretern 27 Vertreter der wirtschaftlichen Organisationen aller Klassen Oesterreichs — und da werden sie jetzt zusammengehen, Ländervertreter mit den Wirtschaftvertretern, und man wird Äpfel und Zwetschen addieren und berechnen, wieviel Birnen das zusammen gibt. Schallende Heiterkeit.) Dazu können wir nur sagen: Wir wollen alle diese schönen Projekte der Ständevertretung und der Ländervertretung sehr gewissenhaft prüfen. Aber, Genossen, was wir nicht zulassen wollen, ist, daß die letzte Entscheidung über die Fragen der Gesetzgebung und der Verwaltung dem souveränen Volke, der durch das allgemeine und gleiche Wahlrecht aller Staatsbürger getroffenen Vertretung entzogen wird oder daß ihre Entscheidung nur geschnürt werde durch irgendeine undemokratische Kammer. (Stürmischer Beifall.)

Nun aber der fünfte Punkt. Ich führe ihn an letzter Stelle an, aber er ist vielleicht der wichtigste von allen. Es ist nicht nur für die Wiener Genossen, sondern ebenso für die Genossen in den Bundesländern, für alle, die verstehen,

was dieses rote Wien heute bedeutet,

nicht nur für seine Bevölkerung, sondern für die Macht und die Arbeiterklasse in diesem Lande und für die werdende Kraft des Sozialismus in der Welt, es ist für jeden selbstverständlich,

daß es eine beleidigende und unerträgliche Zumutung ist, daß Sozialdemokraten für irgendeine Verfassung stimmen könnten, in der Wien auch nur um ein Haar weniger Rechte haben sollte als die andern Bundesländer. (Brausender Beifall.)

Was ist aber, wenn man es ernsthaft betrachtet,

das wirklich zentrale Problem unseres Verfassungslebens?

Wenn man eine österreichische Verfassung machen will, muß man offenbar anders verfahren. Das wirklich zentrale Problem unseres Verfassungslebens ist — das muß einmal mit vollem Freimut gesagt werden — das Verhältnis zwischen der bürgerlichen Mehrheit und dieser großen sozialdemokratischen Minderheit im Parlament. Die bürgerlichen regieren uns jetzt seit neun Jahren und jeder muß zugeben:

sie haben von der Regierungsmacht in diesen neun Jahren ausgiebigen Gebrauch gemacht.

(Lebhafte Zustimmung.) Sie haben in diesen neun Jahren die ganzen bewaffneten Körper des Staates, Heer, Polizei, Gendarmerie, ihren Bedürfnissen angepaßt, sie haben die ganze staatliche Verwaltung mit ihren Geheuern, mit den Protektionskindern der

Leogessellschaft, erfüllt, sie bringen die ganzen Universitäten auf das Niveau der letzten Provinzuniversität des Auslandes herunter, indem nur noch ihre Protektionskinder eine Professur bekommen, sie haben Riesenbeträge aus den Steuerkassen genommen und direkt und indirekt für die Sanierung ihrer Parteigeschäfte verwendet, sie haben die Steuergesetzgebung und den Schwerpunkt von den Besitzsteuern auf die Massenverbrauchssteuern verschoben, sie haben die ganze Zollgesetzgebung umgewälzt und sind vom Freihandel zu einem schon sehr weitgehenden Schutzzollsystem übergegangen, sie haben die Arbeitslosenversicherung immer wieder novelliert und jedesmal Tausende arbeitsloser Arbeiter und Angestellter der Arbeitslosenunterstützung beraubt, sie verweigern uns bis zum heutigen Tage noch die Selbstverständlichkeit der Alters- und Invalidenversicherung. (Psuirufe.) Sie haben wahrhaftig registriert nach ihren Interessen und nach ihren Anschauungen! Jetzt aber, nach neun Jahren, kommen sie und sagen — sie hätten gar nicht regieren können diese ganzen neun Jahre lang. Wir hätten sie fortwährend darin gestört durch Obstruktion und so habe die Minderheit eine Diktatur in diesem Parlament ausgeübt. (Heiterkeit.) Genossen, nun ja, wir haben in diesem Parlament einigemal in diesen neun Jahren obstruiert, und wenn der Herr Rumschak da kürzlich gesagt hat, wir hätten durch unsere Obstruktion ein unerhörtes Verbrechen am Parlamentarismus begangen, nun, wenn diese Obstruktion wirklich ein Verbrechen war — ja, wir haben die Mieten vorklagen, nach deren erster schon in diesem Jahre jede gesetzliche Regelung des Mietzinses erlöschen sollte, obstruiert, so lange, bis wir die bürgerliche Mehrheit gezwungen haben, mit uns über die Wohnungsfrage ein Kompromiß zu schließen, das gerade noch für die Mieter erträglich ist. Wenn das ein Verbrechen ist — ja, wir haben dieses Verbrechen begangen, aber ich bin überzeugt, der Herr Rumschak weiß so gut wie ich,

daß uns für nichts die überwiegende Mehrheit der städtischen Bevölkerung so dankbar ist wie für dieses Verbrechen!

(Stürmischer Beifall.)

Ich glaube, es ist töricht, die Obstruktion moralisch zu qualifizieren. Ich glaube, es wäre gescheiter, sich Gedanken darüber zu machen, woher es denn kommt, daß das österreichische Parlament häufiger die Obstruktion gesehen hat als andere Parlamente. Genossen, Partei und Klasse decken sich niemals vollständig. Es gibt Arbeiter, die bürgerlich wählen, und es gibt Besitzende, die Sozialdemokraten sind. Aber, Genossen, jeder, der Oesterreich kennt, muß zugeben, jeder, der Oesterreich als irgendwo sonst in der Welt decken sich hier Partei und Klasse. Jeder weiß, 90 Prozent der Arbeiter und Angestellten sind Sozialdemokraten und 90 Prozent der bürgerlichen sind Feinde der Sozialdemokraten. Wenn sie sagen, die Obstruktion ist ein Verbrechen, wenn sie sagen, das Recht der Majorität sei, zu beschließen, was sie wolle, und die Minorität habe kein anderes Recht, als zu reden und abzustimmen, aber kein Recht, die Entscheidungen zu beeinflussen, was wollen sie damit in diesem Lande sagen? Sie wollen damit sagen, daß jene bürgerlichen Parteien, die in Oesterreich ausschließlich der Welt die besitzenden Klassen allein vertreten und schrankenlos vertreten, ganz allein auch herrschen sollen,

daß jene anderthalb Millionen Wähler jene 43 Prozent der Bevölkerung, die uns Sozialdemokraten die Vertretung ihrer Interessen und Vertretung ihrer Ideale übergeben haben, vollständig einflußlos und machtlos sein sollen. Die

Schrankenlose Mehrheitsherrschafft würde unter österreichischen Verhältnissen nichts anderes bedeuten als eine schrankenlose Diktatur der vorliegenden Klassen in Oesterreich.

(Stürmischer Beifall.)

Voraus beruht denn eigentlich die Möglichkeit der Obstruktion im österreichischen Nationalrat? Die Heimwehrführer, die gar nichts wissen, glauben natürlich, das beruht auf der Verfassung. Davon kann natürlich niemand reden, der jemals die Verfassung gelesen hat, was allerdings nicht den Gewohnheiten der Leute gehört, die diese Verfassung desto mehr mißbilligen, je weniger sie sie kennen. Andre Leute glauben, die Möglichkeit der Obstruktion beruht auf der Geschäftsordnung des Parlaments. Auch das ist schlechthin unwahr. In Wirklichkeit enthält die Geschäftsordnung des österreichischen Parlaments einen Paragraphen, durch den es möglich wäre, jede Obstruktion in der kürzesten Zeit niederzuringen. Wir haben einen Paragraphen, der das möglich macht — ich kann darüber ruhig reden, denn ich verrate kein Geheimnis, denn, wenn auch das Lesen von Büchern unter österreichischen Politikern keine weitverbreitete Gewohnheit ist (Selbsterkenntnis) — das einzige Buch, das sie gelegentlich zu zitieren pflegen, ist der „Göth von Berlichingen“ (lebhaftes Beifall) — ist es doch immerhin sicher, daß die bürgerlichen Politiker oder einige von ihnen die Geschäftsordnung des Parlaments kennen. In der Geschäftsordnung des österreichischen Parlaments gibt es einen Paragraphen, der es möglich macht, jedem Ausschuss eine Frist zu setzen für seine Beratungen, wenn er die Beratungen bis dahin nicht beendet hat, die Sache ins Plenum zu bringen; im Plenum ist eine Redesobstruktion überhaupt nicht möglich. Setzt frage ich, warum haben sie das nicht getan, warum haben sie von diesem Paragraphen bei den leidenschaftlichen Obstruktionskämpfen nicht ein einziges Mal Gebrauch gemacht? Warum?

Weil wir eben nur dann obstruieren haben, wenn auch die bürgerlichen Parteien sich dessen bewußt waren, daß hinter dieser Obstruktion die gewaltigsten Masseninteressen stehen und sie gefürchtet haben, daß, wenn sie mit mechanischen Mitteln der Geschäftsordnung uns niederringen wollten, sie es dann mit den in ihren Gefühlen, in ihren Lebensinteressen verletzten Massen selber zu tun bekommen könnten. (Stürmischer Beifall.)

Freilich, jetzt wollen die Herren das nicht wahrhaben. Der Faschismus, er erfüllt ja jetzt das Denken der Leute und dieses faschistische Denken heißt nicht mehr mit Stimmen rechnen, sondern mit Karabinern, nicht mehr in den Kategorien der Demokratie, sondern in der Kategorie der Gewalt denken, das heißt denken: was gehen uns Masseninteressen an, wenn wir Maschinengewehre haben, die Masseninteressen niederzuschützen? Aber erinnern Sie sich an den Obstruktionskampf um den Mieterschutz. Wir haben nicht einen Augenblick bestritten, daß es das Recht der Mehrheit ist, über die Wohnungsfrage zu entscheiden, aber wir haben gesagt, nicht diese Mehrheit des Parlaments, sondern die Mehrheit des Volkes hat zu entscheiden. (Lebhafter Beifall.) Wir haben im Obstruktionskampf um den Mieterschutz uns bereit erklärt, die Mehrheit beschließen zu lassen was sie will, unter der einzigen Bedingung, daß ihr Gebot nicht in Kraft trete, bevor er vom Volke selbst genehmigt wird. Und das, Genossen, zeigt, was in Wirklichkeit in unserer Obstruktion gewesen ist; sie war nie etwas anderes, als ein Appell von der Mehrheit des Parlaments an die Mehrheit des Volkes, in denen wir überzeugt gewesen sind, daß die Mehrheit des Parlaments ihre Mandate zu mißbrauchen sich anschickt, gegen den Willen der Mehrheit des souveränen Volkes. Und Genossen, das zeigt, daß, wenn die Herren nun wirklich es unerträglich finden, daß es im österreichischen Parlament Obstruktionskämpfe gibt, das zeigt, was sie tun müßten, um diese Obstruktionskämpfe für die Zukunft entbehrlich zu machen: Nur ein einziges Mittel gibt es: statt des ungeordneten Appells, von der Mehrheit des Parlaments an die Mehrheit des Volkes, den die Obstruktion darstellt, den geordneten, den organisierten, den verfassungsmäßig gewährleisteten Weg, das verfassungsmäßige Recht einer großen Minderheit.

die Volksabstimmung,

über jedes wichtige, umstrittene Gesetz zu verlangen.

Andre demokratische Verfassungen haben diese Einrichtung: die Schweiz, das Deutsche Reich. Auch bei uns in Oesterreich hat man schon im Jahre 1920 bei der Beratung der Verfassung an solche Dinge gedacht. Jetzt,

wenn man einmal erkennt, daß in diesem Problem Mehrheit-Minderheit wirklich das entscheidende Problem des österreichischen Verfassungsrechts liegt, muß man durchführen, was 1920, in der Zeit der Inflation, in der Zeit, in der sich die neuen Institutionen noch nicht eingelebt hatten, noch nicht raßam erschien. Das ist unsere erste Forderung an die Verfassungsreform. Die Erfüllung dieser unserer Forderung würde den ganzen Mechanismus des öffentlichen Lebens in Oesterreich vollständig verändern.

Es ist eine Frage, wenn die bürgerlichen Parteien jetzt häufig sagen, ja, wenn nur eine Verfassungsreform gemacht wird, dann wird die faschistische Gefahr gebannt sein. In Wirklichkeit ist es so: die Verfassung kann nur mit Zweidrittelmehrheit reformiert werden, und es kann keine Verfassungsreform zustande kommen, als eine solche, die auch für die Sozialdemokratie annehmbar ist, und keine Verfassungsreform, die für die Arbeiterklasse annehmbar ist, wird die Faschisten beruhigen. (Sehr richtig!) Im Gegenteil, Genossen, wenn die Verfassungsreform im Parlament vorüber wäre, dann werden die Faschisten von neuem beginnen; also glauben Sie nicht, daß die Verfassungsreform ein Mittel gegen den Faschismus ist. Es gibt nur ein einziges Mittel, wenn man verhindern will, daß die Republik in den Bürgerkrieg und damit in den wirtschaftlichen Ruin hineinschlittert, und dieses einzige Mittel ist

die innere Abrüstung.

(Stürmischer Beifall.)

Unsere Stellung zur Frage der inneren Abrüstung, das ist unsere Stellung zur Frage der Rolle der Gewalt im Klassenkampf. Wir haben diese Frage programmatisch auf dem Linzer Parteitag,

im Linzer Programm,

geklärt, und um dieses Linzer Programm hat sich dann eine Legende gesponnen, gesponnen aus Mißverständnis, aus Unwissenheit und bewusster Lüge, eine Legende, die dann so weiter gewuchert ist, daß heute, wie ich wohl weiß, selbst manche Parteigenossen schon unter ihrem Einfluß stehen.

Wir haben nach dem Kriege die ungeheuerste Tragödie der internationalen Arbeiterbewegung erlebt. Wir haben große Parteien, die Vorbild und Stolz für uns gewesen sind, zerschellen gesehen in dem großen Kampfe zwischen Demokratie und Diktatur. Wir haben gespalten gesehen die große, mächtige deutsche Sozialdemokratie, gespalten die französische sozialistische Partei, gespalten die deutsche wie die tschechische Partei in der Tschechoslowakei. Wir haben hier selbst in den ersten Jahren nach dem Umsturz auf dem Boden der Arbeiterräte, in den Betriebsversammlungen, in den Konferenzen, hart gerungen mit den Versuchungen der bolschewistischen Ideologie, auch auf einen Teil unserer eigenen Arbeitermassen. Wir waren erschüttert von dem Kampfe der Ideen in der ganzen Welt des internationalen Sozialismus. Aber wir waren schließlich, als wir nach Linz gingen, so weit, daß wir nach dem geistigen Ringen von Jahren, auf Grund der Erfahrungen von Jahren, nun endlich die Debatte

über die Funktion der Gewalt im politischen Kampf

abschließen konnten und programmatisch den Erkenntnissen, zu denen wir uns durchgerungen hatten, Ausdruck geben konnten. Wir haben im Linzer Parteiprogramm über den Weg, den wir gehen wollen, wörtlich gesagt:

In der demokratischen Republik beruht die politische Herrschaft der Bourgeoisie nicht mehr auf politischen Privilegien, sondern darauf, daß sie mittels ihrer wirtschaftlichen Macht, mittels der Macht der Tradition, mittels der Presse, der Schule und der Kirche, die Mehrheit des Volkes unter ihrem geistigen Einfluß zu erhalten vermag. Gelingt es der sozialdemokratischen Arbeiterpartei, diesen Einfluß zu überwinden, die manuellen und die geistigen Arbeiter in Stadt und Land zu vereinigen und der Arbeiterklasse die ihr nahestehenden Schichten der Kleinbauernschaft, des Kleinbürgertums, der Intelligenz als Bundesgenossen zu gewinnen, so gewinnt die sozialdemokratische Arbeiterpartei die Mehrheit des Volkes. Sie erobert durch die Entscheidung des allgemeinen Wahlrechtes die Staatsmacht.

So werden in der demokratischen Republik die Klassenkämpfe zwischen der Bourgeoisie und der Arbeiterklasse im Ringen der beiden Klassen um die Seele der Volksmehrheit entschieden.

Es hat noch nie und nirgends ein sozialdemokratisches Programm der Welt so klar, so unzweideutig gesagt, welchen Weg wir

gehen wollen, den der Entscheidung durch das allgemeine Wahlrecht, wie es hier heißt, den Weg des Kampfes um die Mehrheit, den Weg des Kampfes um die Seele des Volkes. (Stürmischer Beifall.) Es ist wirklich nur in einem Lande möglich, in dem das Lesen nicht zu den Gewohnheiten der Politiker gehört, den demokratischen Charakter dieses Programms anzuzweifeln. Aber das Programm geht noch weiter. Es spricht davon, was sein wird, wenn die Sozialdemokratie die Mehrheit des Volkes für sich gewinnen wird und sagt:

Die Sozialdemokratische Arbeiterpartei wird die Staatsmacht in den Formen der Demokratie u. unter allen Bürgschaften der Demokratie ausüben. Die demokratischen Bürgschaften geben die Gewähr dafür, daß die sozialdemokratische Regierung unter ständiger Kontrolle der unter der Führung der Arbeiterklasse vereinigten Volksmehrheit verantwortlich bleiben wird. Die demokratischen Bürgschaften werden es ermöglichen, den Aufbau der sozialistischen Gesellschaftsordnung unter den günstigsten Bedingungen, unter ungehemmter tätiger Teilnahme der Volksmassen zu vollziehen.

Man kann keine schärfere Kennzeichnung des Gegenlages unseres demokratischen Sozialismus von allen diktatorischen Sozialismen formulieren. Der Bolschewismus hat uns entgegengestellt: wie, im Kampfe um die Seele der Mehrheit wollt ihr siegen? Aber bevor ihr die Mehrheit habt, wird der Faschismus seine Maschinengewehre aufzufahren lassen. Darauf haben wir geantwortet: wir wollen den Weg der Demokratie gehen mit dem Stimmzettel, aber

auf Geschosse aus Maschinengewehren kann freilich nicht der Stimmzettel antworten, und wenn dieser Fall eintrete, dann wäre das der Fall, der einzige Fall, bei dem wir uns mit Gewalt wehren würden. (Brausender Beifall.)

Wir haben dem Grundsatze des Linzer Programms getreu immer daran festgehalten,

wir brauchen keine Gewaltorganisationen, wenn die Demokratie nicht durch gegnerische Gewaltorganisationen bedroht ist, wir können eine Gewaltorganisation nicht entkehren, solange eine solche Bedrohung durch gegnerische Gewaltorganisationen besteht.

Von diesem Standpunkt ausgehend, haben wir schon vor der Gründung des Republikanischen Schutzbundes gesagt, daß wir diese Gründung unterlassen, wenn die andern ihre Gewaltorganisationen auflösen. Wir haben seitdem immer und immer wieder den Gegnern gesagt, daß wir bereit sind, unsere Gewaltorganisationen aufzulösen, wenn ihre Gewaltorganisationen abrüsten.

Wir haben uns immer wieder zur inneren Abrüstung bereit erklärt. Keine dieser Erklärungen hat irgendein Echo im bürgerlichen Lager gefunden. Genossen, heute genügt es nach meiner Ueberzeugung nicht mehr, wenn wir unsere Bereitschaft zur inneren Abrüstung erklären, sondern heute, glaube ich, müssen wir weiter gehen, heute, glaube ich, müssen wir

die innere Abrüstung als ein Kampfziel aufstellen, das wir erkämpfen wollen.

(Stürmischer Beifall.)

Aber wenn wir das wollen, müssen wir uns ganz klar sein, was die innere Abrüstung ist und was sie auch für uns an Verzicht bedeutet. Gewöhnlich redet man so, die innere Abrüstung, das sei die Entwaffnung der Bevölkerung. Die bloße Entwaffnung wäre ein sehr schweres, ja nach meiner Meinung sogar ein unlösbares Problem. Schon rein technisch ist entwaffnen natürlich leichter in der Stadt als auf dem Lande. Das könnte eine sehr einseitige Entwaffnung werden. Und weiter stellen Sie sich die Behörden vor, die die Entwaffnung durchzuführen hätten: eine Entwaffnung von der Tiroler Landesregierung (Heiterkeit) oder von den steirischen Bezirkshauptmannschaften durchgeführt, das könnte eine ehrliche Entwaffnung werden! Aber ich glaube gar nicht, daß es auf diesem Wege überhaupt geht. Ich glaube, wenn man zur Entwaffnung schließlich kommen will, so muß man mit etwas ganz anderem anfangen: nämlich mit der einfachen Auflösung aller dieser Wehrformationen und dem Verbot ihrer Neugründung. Das ist nach meiner Ueberzeugung der einzige Weg. Ich sage das mit voller Absicht, denn wenn die Partei den Kampf um die innere Abrüstung führen will, muß sie wissen, welches Opfer für sie die innere Abrüstung bedeutet. Wir können natürlich die Auflösung der faschistischen Wehrformationen nicht durchsetzen, ohne daß gleich

der Republikanische Schutzbund aufgelöst würde.

Niemand täusche sich, daß der Moment, wo wir den Republikanischen Schutzbund verlieren würden, ein Moment schwerster Erschütterung für die Arbeiterklasse und die Partei wäre (lebhaftes Zustimmung), für alle diese Zehntausende bester Genossen, die im Schutzbund selbst tätig sind. Wir kennen alle die Tätigkeit unserer Genossen im Schutzbund: alle Tage im opferreichsten Dienst für die Partei, wir sehen, wie sie nach der schwersten Tagesarbeit den Abend und die Nacht opfern, um im Wachdienst für die Arbeiterklasse zu dienen, wie sie nach der Wochenarbeit Sonntage opfern, um unsere Sicherheit und die Sicherheit der Republik zu bewachen, wie sie mit der größten Opferwilligkeit in den Kampf gehen, welche Blutopfer sie zu bekriegen hatten in diesen Kämpfen. Wenn die Arbeiterklasse den Schutzbund schießt, so schießt sie in ihm den eifernsten, diszipliniertesten Kern, um den sie sich schart, eine Quelle der Zuversicht: die ganze Arbeiterklasse wäre um ein wesentliches, von stärkstem Gefühlswert erfülltes Element ärmer, wenn sie den Schutzbund eines Tages nicht hätte. Ich kenne also die Krise, die die wirkliche innere Abrüstung für uns selbst bedeuten würde; und doch, in voller Kenntnis dieser Gefahren, bekenne ich offen, daß es gar keinen anderen Weg gibt, als auf alle Gefahren hin die innere Abrüstung den widerstrebenden Gegnern aufzuzwingen, wenn die Republik vor der Katastrophe des Bürgerkrieges bewahrt werden soll. (Lebhafter Beifall.) Allerdings, ich muß dabei zwei wesentliche Einschränkungen machen. Das erste, Genossen, ist

daß die Arbeiterschaft niemals die innere Abrüstung wirklich durchführen wird, wenn nicht wirklich ernsthaft durch die schärfste Kontrolle, durch unsere eigene Mitkontrolle, durch die Mitkontrolle des Republikanischen Schutzbundes Garantien dafür geschaffen werden, daß auf der andern Seite ebenso abgerüstet wird.

Das zweite aber, was ich sagen muß, ist folgendes: Geben wir uns keiner Täuschung darüber hin: wer die Feigheit der bürgerlichen Parteien gegenüber den Faschisten diese ganzen Jahre hindurch gesehen hat, der weiß, sie werden es nicht so bald wagen, die Auflösung der Heimwehren zu dekretieren, das wird noch einen schweren Kampf und einen Kampf durch geraume Zeit kosten, und deswegen, Genossen, so entschieden wir uns die innere Abrüstung als Ziel setzen müssen, so lebensgefährlich für die Sicherheit der Arbeiterklasse wäre es,

wenn wir nicht ebenso entschieden entschlossen wären, solange die innere Abrüstung noch nicht erreicht ist, solange die Gegner noch rüsten und von der inneren Abrüstung nichts wissen wollen, unsere ganze Kraft an die Stärkung und den Ausbau des Republikanischen Schutzbundes zu setzen. (Stürmischer Beifall.)

Und da sage ich Ihnen ganz offen, Genossen, daß wir dafür noch viel zu wenig getan haben. Man war kleinlich in der Beistellung der finanziellen Mittel für den Schutzbund. (Sehr richtig!), man hat in vielen Organisationen die Verbearbeit für den Schutzbund nicht genug unterstützt. Ich glaube, es wäre gefährlich, wenn man von der inneren Abrüstung redet, wenn man nicht ganz klar hinzusetzen würde: Wir werden nie zur inneren Abrüstung kommen, wenn der Gegner etwa glaubte, daß wir vorzeitig abrüsten, während er noch weiter rüstet. (Stürmische Zustimmung.) Im Gegenteil: wenn wir unsere Pflicht erfüllen und dem Schutzbund die Unterstützung geben, die er braucht,

dann kann der Schutzbund, dessen Mitglieder schon in den letzten Wochen mächtig gewachsen ist, in ganz kurzer Zeit ein so gewaltiges zahlenmäßiges Uebergewicht über alle faschistischen Organisationen bekommen, daß dann mit den anderen über die innere Abrüstung leichter zu reden sein wird. (Brausender Beifall.)

Wenn aber die bürgerlichen Parteien zu feig sind zur Auflösung aller Wehrformationen, dann müssen wir den Weg suchen, das Volk selbst über diese Frage entscheiden zu lassen. Wenn das Volk zur Entscheidung über die Fragen der inneren Abrüstung berufen würde, werden mehr als neunzig Prozent der Frauen und mehr als achtzig Prozent der Männer für die innere Abrüstung stimmen. (Lebhafter Beifall.)

Nur noch ein paar Worte allgemein über die Taktik in diesem Verfassungskampfe. Ich habe in fünf Punkten angeführt, was für uns von den bürgerlichen Verfassungs-

Lämmer und Geier.

Roman von Luise Westkirch.

(11)

Schon öffneten sich seine Lippen zu solchem Bekenntnis. Da klang die Flurglocke. Er ist sich nie klar darüber geworden, ob ein feindlicher Dämon, ob sein guter Engel sie in diesem Augenblick zum Tönen gebracht hatte. Irmingard zog ihre Hand zurück, flüsterte hastig: „Kein Wort von dem, was wir eben besprochen haben! — Und nicht wahr? ich darf auf Sie zählen, mein einziger Freund?“

Breitenbachs und die Präsidentin traten ein, und der Abend verlief wie mancher vorangegangene. Tizlaffs Schweigsamkeit fiel nicht auf. Seine Freunde waren es gewohnt, daß er wenig redete. Nur das wachsame Auge seiner Mutter erkannte, daß Ungewöhnliches ihm begegnet war. Sie fragte nicht. Sie fragte auch nicht auf dem Heimweg, den beide ein wenig früher als gewöhnlich antraten. Hektor Maienrod war nicht gekommen. Auch das war schon zur Gewohnheit geworden. Sie traten in ihre Wohnung.

Still und scheinbar friedlich lag sie. Das Dienstmädchen war schon zur Ruhe gegangen, die Präsidentin hielt darauf, daß der Jugend ausgiebiger Schlaf zuteil werde. Sie wandten sich in die Wohnstube, um, wie es ihre Gewohnheit nach jedem abendlichen Ausflug war, noch eine kurze Weile vertrauliche Zwiesprach miteinander zu halten. Es war der Präsidentin liebste Tagesstunde, die Stunde, da ihr vielbeschäftigter Sohn wieder ganz zu ihrem Kind, zu ihrem Kameraden wurde.

In dem altväterisch schlichten Raum war nichts von seiner Stelle gerückt. Kein Laut verriet, daß nur durch eine dünne Tapetentür von ihnen getrennt ein Dritter sich versteckt hielt, daß durch den messerrücken-schmalen Spalt der zufällig nicht fest eingeklinkten Tür jedes Wort, daß sie im engsten Vertrauen miteinander wechselten, von eines Fremden Ohr aufgefangen wurde.

Mit einem tiefen Aufatmen ließ Herbert Tizlaff sich in einen Sessel fallen.

„Alles geht vorüber. Gott sei Dank! auch dieser Abend ist vorübergegangen.“

Die Präsidentin blieb vor ihrem Sohne stehen.

„Du warst allein mit Irmingard, als wir kamen. Ich hoffe, du hast nicht vergessen, was du dem Hause dort, was du dir selber schuldig bist.“

„Ich hab' alles vergessen, Mutter, außer daß ich Irmi nicht vergessen kann, daß ich's nicht können werde, so lang ich lebe. Hätt' ich's noch nicht gemußt, — seit heut' abend weiß ich's. Und nicht mein Verdienst ist es, daß ich es ihr nicht gestanden habe.“

„Herbert! — Herbert!“

„Sie flehte mich an, ihr ihren Mann zu retten, — mich hat sie dazu ausersehen, ausgerechnet mich, der ich den Glenden am liebsten mit diesen meinen Fäusten erwürgen möchte!“

„Sachte, sachte, lieber Junge“, mahnte die Präsidentin. „Eifersucht ist eine üble Brille.“

„Er ist ein Lump, Mutter, trotz seiner ungewöhnlichen Begabung, — ein Narr und Komödiant, drapiert in den Mantel des Weltkümmerlers, des an innerlicher Berrissenheit Kranken. Aber unter dieser interessanten Umhüllung steckt nichts als Eitelkeit, Schwachheit, Genußsucht. Und ich soll mit ansehen, daß die edelste Frau diesen Popanz wie einen Gott anbetet! Und ich darf ihm nicht die glänzenden Fittler von den Schultern reißen, nicht ihn der Betrogenen zeigen in seiner nackten Armseligkeit!“

„Du jedenfalls darfst es nicht, Herbert. Denn in dieser Sache bist du nicht Richter, sondern Partei.“

„Aber ich liebe sie! liebe sie! liebe sie! — Das verstehst du nicht, Mutter.“ Er war aufgesprungen. „In solcher Versuchung bist du nie gewesen!“

„Weißt du das?“

Etwas in ihrer Stimme ließ ihn aufhorchen.

„Mein Himmel, hast du denn nicht mit meinem früh verstorbenen Vater in einer Musterhe gelebt? — So weit meine kindliche Erinnerung reicht, hat mir euer Zusammensein immer als das Ideal einer glücklichen Ehe vorgeschwebt.“

„Ja, Herbert, ich war eine zufriedene Frau, und ich darf mit Ehrlichkeit sagen: ich habe meinen um viele Jahre älteren Mann glücklich gemacht. Was ich mit mir ausgekämpft habe, bevor ich diese Ehe einging, — davon weiß niemand. Nein, nein! ich rede auch heut nicht davon, auch nicht zu dir. Das ist eingeargt und soll niemals aufstehen aus seinem Grab. Nur aus meiner Erfahrung laß mich dir sagen: Auch das scheinbar Unerträgliche vermag der Mensch zu tragen, so lange er das Bewußtsein sich bewahrt, daß er nach seiner engen menschlichen Einsicht schlicht und einfältig recht getan hat. Mit diesem Bewußtsein kann kein noch so schweres Schicksal ihn völlig niederwerfen, nicht Schande, Glend, verlorene Liebe, verratene Treue. Ohne diesen Frieden mit sich selbst hingegen ist er ein vom Baume losgerissenes Blatt, mit dem der Wind sein Spiel treibt. Und wenn er das Ziel all seiner Wünsche gewönne, — er bliebe doch ein verlorener Mensch. Früher oder später würde er am Ekel vor sich selbst zugrunde gehen. Glaub' deiner Mutter, Herbert, mein Lieblich, opfere auch um den höchsten Preis nicht den Frieden mit dir selbst. Er ist der Talisman, der dich hinwegträgt über jede Not.“

„Mutter“, sagte Herbert, bewegt von ihrem unerwarteten Geständnis, „Mutter, — so hast auch du gelitten und gekämpft.“

„Kein Wort mehr darüber! Ueberhaupt kein Wort mehr heut, Herbert. Du mußt jetzt allein bleiben mit deinen Gedanken. — Und mögest du Ruhe finden, mein lieber Jung.“

Sie strich zärtlich über Herberts schlichtes Haar und ging aus dem Zimmer.

Der Staatsanwalt sah noch eine Weile, den Kopf in die Hand gestützt, in Grübeln verloren. Endlich stand er auf, müde vom Kampf in seiner Brust, drehte das Licht aus und ging in sein Zimmer. Ruhig und dunkel wurde es im Hause. Die Standuhr auf dem Ofensims schlug Mitternacht.

Bewegungslos, mit angehaltenem Atem hatte in seinem Betsack Martin der Zwiesprach zwischen Mutter und Sohn gelauscht. Fast schien es ihm, als wären die Worte der alten Frau für ihn gesprochen, — nur daß er aus seiner Mutter Munde ähnliche Reden niemals vernommen hatte. Wunderlich war ihm zu Mut. Eine Aufregung ohne Maß hatte seit dem gestrigen Tag ihn umgetrieben. Nichts hatte vor seinem glühenden Hirn gestanden als das Unrecht, das die Menschen ihm angetan hatten, und das Verlangen, mit anderem schwerem Unrecht ihnen heimzuzahlen. Aber in den langen Stunden, in denen er hier ohne Bewegung zusammengefauert wartete auf das Hinschießen der Zeit, hatte sein Blut angefangen ruhigeren Lauf zu nehmen. In Müdigkeit war der Aufruhr seiner Seele vererbt. Und wie am sich verdunkelnden

Himmel vereinzelt Sterne aufleuchten, so begannen in seinem stiller werdenden Gemüt alte, verblaßte Hoffnungen, liebgewordene Träume wie vereinzelt Lichtpunkte wieder zu leuchten, und erfüllte ein dumpfes Weh darüber, daß er sie auslöschen wollte für immer. In diese empfängliche Stimmung schlug die Mahnung der weißhaarigen Frau: „Tue recht, einfältig recht nach deinem besten Wissen, dann kann kein Schicksal dich völlig niederwerfen.“ Aus Erfahrung wollte sie sprechen. Seine, Martins, Erfahrung hatte es ihn anders gelehrt. Freilich, seine Erfahrung war jung, hinter jener Frau lag ein langes Leben. Und was den Laufenden mit Verwunderung, mit besänftigender Befriedigung erfüllte: die Glücklichen, um die nach seiner Meinung die Sorgen einen Bogen machten, trugen auch ihr Kreuz. Der Staatsanwalt, der scheinbar Unverwundbare, dessen ernste, strenge Züge Martin stets mit Scheu betrachtet hatte, liebte wie er, Martin, liebte unglücklich wie er, und fühlte Schmerz ganz wie er selbst.

Inzwischen verrann die Zeit. In den Häusern gegenüber war jeder Lichtschimmer erloschen. Schon vor Stunden hatte Martin das Dienstmädchen in seiner Kammer, die der Badestube gegenüber lag, zu Bett gehen hören. Jetzt mochten wohl auch der Staatsanwalt und seine Mutter eingeschlafen sein. Denn die Uhr in der Wohnstube schlug mit silbernem Klange ein Uhr. Der Augenblick war gekommen, da Martin sein dem Schwager gegebenes Versprechen erfüllen mußte. Er tat es nicht mit dem trohigen Eifer, mit dem er es gegeben hatte, aber er hielt an sein Wort.

Auf Strümpfen schlich er sich auf den Flur, drehte das Licht an, schloß die Vorplaztür auf und stahl sich, jedes Geräusch vermeidend, die Treppe hinab. Die Stufen knarnten nicht. Im Hause regte sich nichts. Leise schloß er die Haustür auf, spähte hinaus auf die nächtlich leere Straße.

Sofort löste sich aus dem Schatten eines Vorhogens gegenüber die Gestalt Hefbergs, glitt geschmeidig über den Fahrdamm, schlüpfte ins Haus.

„Hast mich lang lauern lassen“, knurrte er leise.

„War nicht eher sicher.“

„Und jetzt?“

„Ich vermein's.“

Sie drehten die Treppenbeleuchtung an, um nicht zu stolpern. In drei Minuten würde sie mechanisch wieder erlöschen. Hefberg streifte die Stiefel ab, trug sie in der Hand. Ohne jedes Geräusch drangen sie in die Wohnung, löschten das Flurlicht, glitten in die Badestube und durch sie und die Wohnstube in das Herrenzimmer. Dort machte Hefberg wieder Licht. Aus der Tasche zog er ein Bündel Gerätschaften.

„In dem Kasten verwahrt der Kunde seine Akten“, flüsterte er, auf einen altväterischen Sekretär deutend, „Runderspiel, so'n Ding aufzuknacken. Könnst' den Kram ebenjogut auf dem Tisch liegen lassen. — Halt' mal da!“

Er drückte Martin ein Stemmeisen, einen Bohrer und ein Bündel Dietriche in die Hand, nachdem er sich mit kundigem Auge einen passenden ausgewählt hatte. Den steckte er ins Schloß. Sofort schnappte der Niegel zurück. Aber da der „Grüne Toni“ die Klappe herablassen wollte, sorglos im Gefühl allzugroßer Sicherheit, gab es einen leisen Krach. Einen Fluch murmelnd, stand Hefberg unbeweglich lauschend eine Minute, zwei Minuten lang. Es blieb still. Da ließ er die Klappe völlig herunter, zog aus dem Mittelfach eine abgegriffene Mappe, und sie auf den Tisch unter die Lampe legend, begann er eilig die Papiere darin durchzumustern. Bald hielt er die Akten des „Scheelen Mathes“ in der Hand.

„Sela!“

Er klappte die Mappe zu, schob sie in das Fach im Sekretär zurück und begann

die Schiebläden nach Geld zu durchstöbern, verdrücklich über die wenigen Scheine und Münzen, die er fand.

„Prachervoll!“

Da schrat er zusammen. Von der Tür her kam ein leiser Schrei, und in ihrem Rahmen, hell vom Deckenlicht bestrahlt, stand die Magd des Hauses, die in ihrer gegenüberliegenden Kammer das leise Krachen vernommen hatte und leunruhig nach der Ursache forschte.

Martin aber meinte, daß er in den Erdboden sinken müsse. Denn die da vor ihm stand, halb angekleidet, mit herabhängenden Pöpsen und von Entsetzen gemieteten Augen, war er! — Annie Meßler!

Auch sie hatte ihn erkannt, und ihr Blick verdunkelte sich in Schreck und Trauer.

„Herr Lenz! — Sie! — So einer sind Sie! — Also doch!“

Schmerz klang in ihrer Stimme.

Hefberg packte Martins Arm. „— Fort!“ Er stürzte auf die Stubentür zu.

Da begann Annie laut zu schreien: „Diebe! — Einbrecher! Hilfe! Herr Staatsanwalt! Hilfe!“

Wütend wandte sich Toni.

„Halt's Maul, verfluchtes Luder oder —“

Aber Annie drückte vortretend auf den Knopf der elektrischen Glocke. Lautes Läuten durchhallte das Haus.

„Meinetwegen bringt mich um! Jetzt ist mir alles gleich!“

Und sie fuhr fort zu schreien. „Hilfe! Hilfe!“

Hefbergs Gesicht verzerrte sich vor Wut. Er stürzte sich auf das Mädchen, schlang seinen Totschnepper über ihrem Kopf.

Da zersprang der lähmende Reiz um Martins Seele. Erschlagen sehen, gemordet, blutend am Boden liegen das einzige Schöne, das die Welt für ihn tug, das einzige menschliche Wesen, für das sein verbittertes Herz empfand, — und wenn es sein Leben kostete, und wenn es das Leben des andern kostete! — nimmer würde er das geschehen lassen! —

Er fing seines Schwagers erhobenen Arm auf, krampfte seine andere Hand mürgend ihm um den Hals. Sie rangen.

Hefberg war bei weitem der Stärkere, aber das gänzlich Unerwartete des Angriffs überraschte, verwirrte ihn. Und jetzt klangen zwischen die hastigen Atemzüge der kämpfenden rasche, feste Schritte. Der Staatsanwalt hatte den Hilferuf vernommen und stürzte herbei. Da riß sich Hefberg knirschend aus Martins Griff, stürzte in die Wohnstube, durch sie auf den Flur, aus der Tür, die Treppe hinunter, aus dem Hause.

Als Tizlaff im Herrenzimmer anlangte, fand er dort nur Martin und, gegen den Türpfosten gelehnt, halb betäubt von Angst und Schrecken, Annie. Der erbrochene Schrank, die umhergestreuten Papiere, Münzen und Scheine redeten deutliche Sprache.

„Was tun Sie hier?“ herrschte er Martin an.

Ein Ausdruck von Hohn und Troß trat in Martins Gesicht. Verspielt! Liebe, Ehre, Freiheit, das ganze Leben verspielt! Nun, dann nur rasch zum Ende. Er zuckte die Achseln.

„Sie sehen's ja, Herr Staatsanwalt. Jetzt mischte Annie sich ein.“

„Der andere, Herr Doktor, der Größere, wollte mich totschlagen, weil ich um Hilfe schrie. Der hier hat's mit eigener Lebensgefahr verhindert. Darum hat er nicht Zeit gehabt, sich wegzumachen wie sein Geselle.“

Herbert Tizlaff öffnete das Fenster, zog eine kleine Pfeife hervor und pff. Laut hallte das Signal durch die Nacht. Und bald schon antworteten schwere Schritte auf dem Straßensplaster. Die Polizisten der Runde eilten herbei.

Das Verrätertor.

Roman von EDGAR WALLACE.

(7)

Während sie in das offenstehende Haus eindringen und die Treppen hinaufstürmen, wandte Fitzliff sich wieder an Martin.

„Also — Sie haben das Fräulein hier beschützt? — Das wäre ein Umstand zu Ihren Gunsten.“

Martins Verzweiflung war in Frechheit umgeschlagen. Was brauchte das Mädchen ihn mit solch mitteilvollem Blick anzustarren? Was brauchte sie fürsprach einzulegen für ihn? — Hätte sie ein gutes Wort für ihn gehabt zur rechten Zeit, er stände nicht hier.

„Ich kann kein Blut sehen“, antwortete er höhnisch. „Es ist 'ne Schwäche von mir. Und das Fräulein hatte den Vorteil davon.“

„Verhafien Sie den Mann“, befahl Fitzliff den eintretenden Beamten. „Ich habe ihn auf frischer Tat im Einbruch ertappt.“

Während der Polizist dem Gefangenen Handschellen anlegte, wandte sich Fitzliff wieder zu Martin: „Wer war der Mann, der mit Ihnen eingebrochen ist, der das Mädchen hier bedroht hat?“

„Mar in sah dem Trager drüft ins Gesicht.“
„Das werden Sie von mir nicht erfahren, Herr Staatsanwalt.“

Und da die Polizisten ihn wegführten, schaute er noch einmal zurück auf Annie, die totentbläht an der Wand lehnte und aus starren Augen mit trostlosem Blick ihn ansah.

„Zu straff gespannter Bogen bricht, Fräulein“, sagte er leise. „Man kann mit einem Trunk Wasser eines Menschen Seele in den Staub schütten.“

Achtes Kapitel

Am nächsten Tage wurde Martin verhört. Den Einbruch leugnete er nicht. Aber er wäre eher gestorben, als daß er den Mann seiner Schwester verraten hätte. Ein Fremder, der ihn auf der Straße angesprochen habe, erklärte er. Er wäre erbittert gewesen über sein vergebliches Bemühen um Arbeit. Da wäre er mit ihm gegangen. Mehr war nicht aus ihm heraus zu bekommen.

Fitzliff hegte schweren Verdacht gegen Martins Verwandten Heßberg, den Malenrods Hednerkunst eben erst einer, nach des Staatsanwalts Ueberzeugung, sehr verdien en Verurteilung entzogen hatte. Wachtmeister Ritter mußte Haussuchung im Lenzschen Anwesen vornehmen. Aber des „Scheelen Mathes“ verschwundene Strafakten fanden sich ebensowenig bei Heßberg, wie sie sich bei Martin gefunden hatten. Und Mutter Lenz redete hohe Töne: ihr Schwiegersohn wäre mit ihrer Tochter am Einbruchabend im Kino gewesen, wäre mit ihr um elf Uhr nach Haus gekommen. Dafür gab's Zeugen. Und die ganze Nacht hätte er in seinem Bett geschlafen. Oder hatte ihn etwa jemand auf der Straße gesehen? — Nun also! — Warum ließen die Herren von der Polizei denn einen ehrlichen Handelsmann, der pünktlich seine Steuern zahlte, nicht in Frieden? — Unzählbar waren diese ewigen Scherereien!

War in wurde nach überzählender Untersuchungshaft zu einer längeren Gefängnisstrafe verurteilt. Doch wurde ihm in Anbetracht seiner Jugend, seiner bisherigen Unbescholtenheit und des Umstandes, daß er nach dem Zeugnis der Anna Melber, der Entdeckerin des Einbruchs, mit eigener Lebensgefahr ihre Ermordung verhindert habe, ein Jahr Bewährungsfrist zugestimmt.

Und so stand er nach einigen Wochen wieder auf der Straße, vogelfrei, wie er selbst sich in seiner Niederbegehrtheit sagte. Instinktmäßig, wie ein Tier seinem Stall, trottete er dem Haus seiner Mutter zu.

Christine Lenz stand mit Zette am Waschfaß. Seifendunst und kalter Tabakrauch füllten das Haus und schlugen durch die offenstehende Tür dem Eintretenden entgegen. Aus dem Wohnzimmerfenster schallte das Gebrell der Zwillinge. Es wurde Martin schwer, die Schwelle zu überschreiten. Mit haßerfülltem Blick streifte Zette den Heimkehrenden.

„Gott bewahr' mich, Mutter! Da ist er wahrhaftig. Er hat die Unverschämtheit und kommt zu uns zurück.“

Christine Lenz hatte die Unterlippe weit vorgeschoben, rieb eifrig an einem Waschtuch und tat, als sähe und hörte sie nichts.

(Fortsetzung folgt.)

„Ein kleines, hübsch möbliertes Landhaus ist in der Morgenausgabe der Zeitung annonciert“, sagte Mr. Trayne. „Sie werden Sie in der dritten Spalte auf Seite 9 der ‚Megaphone‘ finden. Ich glaube, daß die Agenten Ihnen dieses Landhaus zu einem mäßigen Preis überlassen werden, wenn Sie es für ein oder zwei Monate mieten. Es wohnt ein Hausmeister dort und ich zweifle nicht, daß Sie dieses Buch jeden Abend um zehn Uhr auf Ihrem Tisch vorfinden, wenn Sie ihn höflich fragen oder auch wenn Sie ihn gar nicht fragen. Es wird erst um ein Uhr morgens wieder fortgenommen, aber in weniger als einem Monat müssen Sie jedes Wort auswendig wissen.“

Er zog sein Notizbuch heraus, nahm einen Zeitungsausschnitt heraus und gab ihn Graham.

„Hier ist die Annonce.“

„Ich will heute noch schreiben“, sagte Graham heiser.

Mr. Trayne nickte, schloß das Buch wieder in den Geldschrank ein, richtete sich gerade auf und schaute Diana vergnügt an.

„Für Sie habe ich einen anderen kleinen Roman, Miß Martyn“, sagte er. „Aber ich will später einmal mit Ihnen darüber sprechen.“

Er ging zum Fenster und blickte hinaus. Seine Hände steckten in den Taschen. Als Diana hinter ihm hinausschaute, sah sie eine bekannte Gestalt und staunte.

„Wie seltsam!“ sagte sie.

„Was ist seltsam?“ fragte Tiger Trayne, drehte sich aber dabei nicht um.

„Das ist doch die aufdringliche Frau, die heute morgen in meine Wohnung kam und mich fragte, ob ich eine Zofe brauchte! Die Person ging einfach in den Vorraum. Ich fand sie vor der Tür meines Salons.“

„Wirklich?“ Mr. Trayne wandte sich nicht um. „Das ist merkwürdig. Sie meinen die dicke Frau — wie nennt sie sich doch gleich?“

„Mrs. Ollorby“, sagte Diana.

Trayne nickte ernst.

„Sie nannte ihren richtigen Namen“, sagte er. „Es ist Emily Ollorby.“

„Kennen Sie die Frau?“ fragte sie überrascht.

„Ja, ich kenne sie“, sagte er langsam. „Sie ist eine der tüchtigsten weiblichen Detektive in Scotland Yard. Ich hoffe, daß Sie keine wichtigen Dinge besprechen, bevor Sie die Frau vor Ihrer Salontür fanden.“

Diana fühlte, wie sie bleich wurde.

„Aber — was — will sie denn herausbringen — warum ist sie hier? Ist sie mir gefolgt?“

Sie sprach ein wenig unzusammenhängend.

„Das ist leicht möglich. Leere Neugierde ist eine Eigenschaft, die man einer Frau verzeihen muß, aber wenn Mrs. Ollorby neugierig ist, steckt immer etwas dahinter.“

Er drehte sich lächelnd zu ihr um.

„Ein Detektiv beobachtet nicht notwendigerweise, weil er etwas weiß, sondern weil er etwas wissen möchte. Ich bin während meines ganzen Lebens so ununterbrochen beobachtet worden, daß ich mich nicht wohl fühlen würde, wenn das aufhörte. Wahrscheinlich wünscht Sie zu erfahren, warum Mr. Graham Hallonell Sie besucht oder, falls Sie den Grund weiß, was für Pläne er für die Zukunft hat. Scotland Yard hat ein großes Interesse an Leuten, die eben aus dem Gefängnis entlassen worden sind.“

„Beobachtet sie mich?“ fragte Graham wild. „Dem will ich doch ein Ende machen.“

„Sie werden kein Ende machen!“ Mr. Traynes Stimme war sehr höflich, aber auch sehr bestimmt. „Lassen Sie sie doch aufpassen — das ist gut für ihre Augen.“

„Sie sieht mehr wie eine Waschfrau aus“, sagte Diana erstaunt.

„Sie hat sehr viel schmutzige Wäsche öffentlich gewaschen“, sagte Trayne tro-

nisch. „Sie ist eine sehr tüchtige Frau, glauben Sie mir das. Vielleicht“ — er zögerte — „vielleicht wird es besser sein, Miß Martyn, wenn Sie das Landhaus in Chobham mieten und Ihren Freund Hallonell dorthin einladen. Das heißt, wenn Sie solch einen Stoß gegen die guten Sitten überleben. Aber ich denke, das können Sie ruhig.“ Er zog seine Augenbrauen hoch. „Ich kann mich nicht genau darauf bestimmen, wie lange Sie schon mit unserem Freund Graham verheiratet sind, aber ich glaube, es war einen Monat, bevor er ins Gefängnis kam.“

Diana kniff die Lippen zusammen, aber sie sagte nichts. Dieses kleine Geheimnis war also auch anderen Leuten bekannt.

„Es war doch auf dem Standesamt in Worcester-shire?“ fragte Trayne in dem Ton eines Mannes, der sich an etwas erinnert, das ihm aus dem Gedächtnis gekommen ist, „und zwar unter dem Namen — aber das tut ja nichts zur Sache.“

„Ich glaube auch“, sagte Diana kühl. „Sie haben ein ausgezeichnetes Informationsbureau, Mr. Trayne.“

Er lächelte.

„Es ist ziemlich vollständig“, sagte er. „Sie können mit Ihrem Gatten zusammen das Buch studieren.“

„Und wenn ich mich nicht daran beteiligen möchte?“ fragte Diana. „Macht das einen Unterschied?“

Trayne zuckte die Schultern.

„Den Unterschied zwischen fünfzigtausend und hunderttausend Pfund“, sagte er.

„Und später wird vielleicht noch mehr folgen. Stellen Sie sich doch einmal den Spektakel vor, wenn Sie das können, meine liebe Miß Martyn, der dann in der ganzen Welt entstehen wird. Erwinnern Sie sich noch an das Verschwinden des berühmten Gemäldes von Leonardo da Vinci, der Mona Lisa? Das müssen Sie verhandelt haben! Die Furcht, wir wollen es so nennen, ist fort. Die Zahlung des Herrn, in dessen Auftrag die Sache unternommen wurde, ist geleistet worden. Welche Summe glauben Sie wohl, würden die Eigentümer der Frucht geben, um sie zurückzubekommen? Und sie würden keine Frage stellen und von einer Strafverfolgung absehen, wenn die Wahrheit auch ans Tageslicht käme.“

„Sie meinen damit, daß Sie ein Doppelspiel treiben können?“ begann Graham.

„Doppelspiel — das verstehe ich nicht“, sagte Mr. Trayne verbindlich. Er betrachtete aufmerksam die lange Asche seiner Zigarre.

„Ich glaube, daß Sie jetzt besser gehen“, sagte er. „Ich bin sehr gespannt, was Mrs. Ollorby machen wird — ich glaube, daß der Mousetrapp-Klub nicht länger von ihr überwacht wird, wenn Sie gegangen sind.“

Als sie sich erhoben, sagte Trayne: „Nebenbei bemerkt, ist Mr. Colley Warrington nicht von mir ins Vertrauen gezogen. Ich sage Ihnen das ausdrücklich, damit Sie das nicht in einem unbewachten Moment vielleicht annehmen.“

Er hatte das Wort „von mir“ ausdrücklich betont. Als sie heimwärts fuhren, wunderte sich Diana, von wem Mr. Warrington denn ins Vertrauen gezogen sei. Graham dachte an andere Dinge. Ab und zu sah er durch das rückwärtige Fenster des Autos, um nach Mrs. Ollorby auszuschaun, die ihren Ausbruch vom Mousetrapp-Klub mit so unverhohlenem Interesse beobachtet hatte.

6

Seine Hoheit, der Fürst von Kishlastan, saß mit untergeschlagenen Beinen auf einem Divan in seinem Privatzimmer. Seine glänzenden dunklen Augen schauten ins Leere. Die dünnen, braunen Hände spielten mit einer Smaragdette, die um seinen Hals hing. Von Zeit zu Zeit zog er eine kleine goldene Dose aus seiner Tasche und nahm mit feiner Fingerspitzen etwas von dem gelben Pulver, mit dem sie halb gefüllt

war. Dann brachte er es auf seine Zunge. Er schloß das Kästchen wieder und ließ es in den weiten Falten seines seidenen Gewandes verschwinden.

Neben ihm lag eine Anzahl Zeitungsausschnitte. Nach einer Weile nahm er sie unzufrieden auf und las einen nach dem andern.

Rikisivi, Prinz von Kishlastan, war auf einer berühmten öffentlichen Schule in England erzogen worden. Er beherrschte das Englische vorzüglich. Seine Abneigung gegen seine Oberherren war aber so groß, daß er alle offiziellen Unterredungen durch einen Uebersetzer führen ließ. Er war der Nachkomme einer Königsfamilie, die seit vielen Generationen regierte und schon in Indien herrschte, ehe die John Company dorthin kam. Seine Vorfahren waren Herren über Leben und Tod und hatten manchmal weise, aber häufiger ungerecht über ein entrechtetes Volk regiert, das seine Herrscher gleich Götter verehrte. Und nun munkelte man von Absetzung. Man wollte einen Herrscher absetzen und einen anderen einsetzen. Es war möglich, daß man ihn aufforderte, abzutreten und in Paris von einer Regierungspension zu leben, während sein Nachfolger in den Besitz der ungeheuren Reichtümer käme, die während des tausendjährigen Bestehens der Dynastie aufgehäuft worden waren.

Das Vergehen, das ihn vor den Gouverneur von Pondichery gebracht hatte, brauchte nicht eingehend beschrieben zu werden. Es handelte sich um einen Mord, eine kaltblütige Abschlagung, die Folterung einer Frau und das Verschwinden einer anderen. Die schöne Eurasierin, die mitten in den Säulengängen seines Palastes verschwand, war die Hauptursache seiner politischen Schwierigkeiten. Hätte man sie gefunden und verhöört, so hätte das für ihn das Ende seiner Herrschaft bedeutet. Aber sie war nicht gefunden worden und würde auch nicht gefunden werden, bis die Erde ihre Toten wiedergab und man einen gewissen lieblichen Garten mit Spaten durchwühlte.

Daß er diese schlaun politischen Beamten hinter Licht geführt hatte, erbeiterte ihn immer noch. Aber was er einmal fertig gebracht hatte, würde er auch wieder können, ohne daß mehr herauskam. Aber als seine dunklen, schwarzen Augen unbeweglich ins Leere starrten, kam ihm doch der Gedanke, daß es etwas ganz anderes sei, ein halb willkürliches Mädchen heimlich vom Basar in Kishlastan in seinen weißmarmornen Palast zu locken, als eine Europäerin als Opfer seiner Leidenschaft gegen ihren Willen viele tausend Meilen zur See und zu Land dorthin zu bringen. Wenn er sie allerdings einmal in Kishlastan hatte, würde kein Auge etwas sehen, kein Ohr etwas hören und keine Zunge etwas darüber erzählen, denn sein Volk war ihm in fanatischer Unterwürfigkeit ergeben. Das wäre eine wunderbare Rache an diesen Weißen gewesen, die ihn so geringschätzig behandelt und ihn, den rechtmäßigen Fürsten, nicht anerkannten...

Aber wie konnte man das ausführen? Er hatte schon ein Duzend, ja hundert Pläne erdacht, um sie doch alle wieder zu verwerfen.

An der Tür, die mit einem dichten Vorhang verdeckt war, hörte er ein leichtes Klopfen. Er klingelte zum Zeichen, daß der Besucher eintreten konnte. Der Dolmetscher kam herein und sprach leise mit seinem Herrn.

„Daß ihn nähertreten“, nickte der Fürst. Colley Warrington wurde unter großen Zeremonien in den ruhigen Raum gebracht. Ob er endlich die Lösung bringen würde? Rikisivi beobachtet ihn gespannt durch halbgeschlossene Augenlider.

Mr. Warrington war einer der wenigen Günstlinge, die er zu jeder Zeit in Audienz empfing. Er hatte sich dem Fürsten in recht eigenartiger Weise brauchbar erwiesen, so daß Rikisivi mit ihm seine Absichten frei hätte besprechen können. Aber es wurden erst viele andere Dinge verhandelt, ehe sie auf ihr Hauptthema kamen, nämlich auf Hope Joyner.

„Die Sache wird sehr leicht gehen“, sagte Colley zuversichtlich. „Ob es allerdings möglich ist, sie durch ganz Indien nach Kishlastan zu bringen, wissen Sie besser als ich. Ich kenne die Beschaffenheit der Klüfte nicht. Kann man an irgendeiner Stelle Stelle landen?“

Der Fürst nickte. „Das ist sehr einfach“, sagte er. „Viel einfacher als hier in England. Eine Frau reißt immer purdah, das heißt hinter verschlossenen Vorhängen, und es würde niemand ohne weiteres wagen, einen Wagen zu durchsuchen. Wer hier —“

Er schüttelte den Kopf. „Es wird mit Gefahren verknüpft sein“, sagte Colley, „aber es ist nicht unmöglich. In Wirklichkeit ist es nur eine Geldfrage, Höhe. Wie werden Sie zurückreisen nach dem Osten?“

„Mit einem P. & O.-Dampfer“, sagte der Fürst. Colley rieb sich das Kinn. „Dann müßten wir eine Yacht chartern, und auch das wäre gefährlich. Man ist dabei zu sehr auf die Ergebenheit der Schiffsbesatzung angewiesen. Aber man könnte es wagen.“

Er nannte eine Summe — ein großes Vermögen — aber Riki übergab die Geldfrage mit einer ungeduldigen Geste.

„Geld ist — nichts. Sie brauchen Hilfe. Dieser Mr. Trayne —“

„Nein, nicht Trayne“, sagte Colley entschieden. „Ich weiß, daß Sie gewisse Geschäfte mit ihm machen, und ich kümmere mich auch gar nicht darum, was es ist. Aber Trayne würde die ganze Sache sofort hintertreiben. Er ist besonders bedenklich, wenn es sich um Frauen handelt.“

Er erzählte eine Geschichte, die er über Traynes Empfindlichkeit in diesem Punkt gehört hatte, und die sehr glaubwürdig schien, wenn man Tiger Trayne kannte. Er erwähnte auch etwas von Seeräuberei auf offenem Meer, denn Mr. Trayne hatte viele Interessen, und seine Unternehmungen zogen sich über die halbe Welt.

„Nein, ich kenne sie nicht“, sagte er, indem er eine Frage des Fürsten beantwortete. „Einige meiner Freunde kennen sie. Sie ist sehr schön... Ich glaube nicht, daß sie freiwillig mitgeht.“

Der Fürst schaute ihn verwundert an.

„Halten Sie mich denn für einen solchen Narren, daß ich sie erst fragen würde? Nein, ich werde sie nicht wiedersehen, ich habe einen Entschuldigungsbrief geschrieben wegen meines Mißgriffs mit den Perlen. Das ist das Ende unserer Bekanntschaft. Miß Martyn kennt die junge Dame. Würde die Ihnen nicht helfen können?“

Colley zögerte. Er selbst war sich der Nichtwürdigkeit des Planes, den er so kaltblütig ausführen wollte, nicht bewußt. Er hatte sein ganzes Leben in solchem Schlamme und Schmutz zugebracht, daß alles Rechts- und Anstandsgefühl in ihm erstorben war. Er handelte schon lange mit sehr delikater Ware. Ehre, Selbstachtung, Anstand, und alle diese großen, reinen Tugenden waren für ihn Begriffe und Eigenschaften, die er nur an anderen Männern und Frauen beobachtete. Er hatte einen eigenen Maßstab für die Bewertung menschlicher Handlungen, trotzdem hatte er auch seine Ideale — Colley rühmte sich, daß er keinem Mann einen Penny schuldet und eine Frau noch nie eine Sekunde habe warten lassen, wenn er sich mit ihr verabredet hatte.

Er fuhr mit seinem Wagen zu Diana. Als er ankam, sah er sie mit Graham in den Torweg des Hauses verschwinden. Er fand, daß die beiden äußerst schweigsam und mit sich selbst beschäftigt waren.

„Was wollte Trayne?“ fragte er, als er eben den Raum betrat.

„Nicht viel“, sagte Diana vorsichtig.

„Ein merkwürdiger Kerl, der Alte. Man sagt, daß er alle europäischen Sprachen mit Ausnahme des Ungarischen beherrscht. Nebenbei bemerkt, Diana, haben Sie die kleine Zohner kürzlich gesehen?“

Sie schaute ihn argwöhnisch an.

„Mit 'kleiner Zohner' meinen Sie doch das merkwürdige junge Mädchen, das in Devonshire-House wohnt? Nein, wir besuchen einander nicht. Warum wollen Sie das wissen?“

„Ich dachte, ich hätte sie gesehen, als ich hierherfuhr“, sagte er. Dann fragte er wieder: „Was wollte Trayne?“

Diana war gewandter im Lügen als Graham.

„Er will ein neues Spielhaus aufmachen“, sagte sie. „Aber ich sagte ihm, daß ich kein Interesse dafür habe.“

Versuchen Sie **Klassenlos** ihr Glück mit einem

Größtmöglicher Gewinn auf ein Los

S 800.000

1 Prämie zu S 500.000	1 Gewinn zu S 40.000	20 Gewinne zu S 3.000
1 Gewinn zu S 300.000	3 Gewinne zu S 30.000	70 „ „ S 1.000
1 Gewinn zu S 100.000	7 „ „ S 20.000	300 „ „ S 800
1 Gewinn zu S 90.000	14 „ „ S 10.000	40 „ „ S 700
1 „ „ S 80.000	15 „ „ S 8.000	555 „ „ S 600
1 „ „ S 70.000	20 „ „ S 6.000	2385 „ „ S 400
1 „ „ S 60.000	8 „ „ S 5.000	100 „ „ S 350
1 „ „ S 50.000	25 „ „ S 4.000	38.208 Gewinne von 20 bis 2 Pfennig

Zur Auszahlung gelangt die Riesensumme von

S 11,172.000

Auf 84.000 Lose entfallen 42.000 Gewinne

Lospreise:

1/8 Los 5 S	1/4 Los 10 S	1/2 Los 20 S	3/4 Los 40 S
----------------	-----------------	-----------------	-----------------

Bestellen Sie daher sofort, damit es nicht zu spät ist.

Ziehung 19. und 21. Nov. 1929

Vorteile, wenn Sie in meiner Geschäftsstelle Klassenlose bestellen:

1. Alle Gewinne gelangen in meiner Geschäftsstelle gegen einfache Rückgabe der gezogenen Lose sofort in barem Gelde vollkommen gebühren- und abzugsfrei zur Auszahlung.
2. Nach jeder Ziehung werden alle Klassenlose genauest nachgesehen und meine werten Kunden sofort, auch bei dem kleinsten Treffer verständigt.
3. Spielrecht nur bei rechtzeitiger Einzahlung vor der Ziehung, im Falle Sie dies jedoch vergessen, werden Sie von mir rechtzeitig verständigt, daher kein Übersehen.
4. Auf Wunsch werden Lose zugestellt und einkassiert.
5. Losversand in alle Bundesländer, Spielpläne werden gratis zugesandt.
6. Da die Klassenlose bei jeder Ziehung vorzeitig ausverkauft sind, empfehle ich den p. t. Kunden, sich sofort mit einem Klassenlos zu versorgen bei der

Klassenlotterie-Geschäftsstelle Karl Sartory

St. Pölten, Kremsergasse Nr. 8 Telephone 347

Auskünfte werden kostenlos erteilt, bei Bestellungen durch die Post wird um genaue Angabe der Adresse gebeten.

Er beobachtete sie mit durchdringenden Blicken, und sie wußte schon, daß er an ihren Worten zweifelte, ehe er sprach.

„Das sieht Trayne aber nicht ähnlich — für gewöhnlich fragte er keinen Duffiber, wenn er etwas unternimmt“, sagte er.

„Vielleicht wollte er über Hope Zohner mit uns sprechen“, sagte Diana mühsam.

Sie sagte das aufs Geratewohl, aber sie sah, wie sich sein Gesichtsausdruck änderte.

„Hat er das?“ fragte er schnell. „Was wollte er von ihr wissen?“

Er verriet sich in diesem Augenblick des Erstaunens beinahe selbst. Aber er kam schnell wieder zu sich, als er in ihr Gesicht schaute. Er lachte.

„Ich würde mich über nichts wundern, was Tiger tut“, sagte er mit dem Anschein von Gleichgültigkeit. Aber er konnte die beiden nicht dadurch täuschen. „Und betraf sein Angebot — ich vermute nämlich, daß er ein Angebot machte — auch Graham?“

Seine Stimme klang höhnisch. Er hatte niemals ein Hehl daraus gemacht, daß er Graham nicht leiden konnte, und Diana hatte sich oft die Frage vorgelegt, ob Colley Warrington hinter das „Geheimnis“ gekommen war, das wenigstens für Tiger Trayne keines mehr war.

„Ich glaube nicht, daß Tiger Ihnen dankbar ist, wenn Sie in seinen Geheimnissen herumzuschweifeln“, fuhr Colley fort. „Er ist ein komischer Teufel, wie ich schon vorher sagte und je weniger man mit ihm zu tun hat, desto besser ist es.“

(Fortsetzung folgt.)

Wie die Bestie Krieg gewütet hat.

So wollen es die Hahnenschwänzer wieder haben!

Der Berliner „Vorwärts“ veröffentlicht einen Roman: „Die Pfasterkästen“ von A. M. Frey, in dem die Erlebnisse eines Sanitätsvolkaten im Weltkrieg mit erschütternder Wahrhaftigkeit geschildert werden. Wir geben daraus die folgende Schilderung wieder.

Die Untergründe des Schlosses Fontaine füllen sich mit Schmerz, mit Fieber, mit Blut. Bald sind alle Räume vollgestopft. Man muß organisieren. Stabsarzt Jünfer, durch die Umstände gezwungen, organisiert dahin, daß die hoffnungslosen Fälle, nachdem sie unten versorgt und als hoffnungslos erkannt sind, wieder hinausgeschafft werden. Rückwärtige Teile des Schlosses behaupten sich noch, eine Art Flügel, ein Anbau: die Waschküche, die Garage, ein Raum für die Gärtnerei. Dorthin lagern sie die Sterbenden.

Eine solche Bestie ist der Krieg: sie, die gar nichts mehr wert sind, die nach ärztlichem Urteil bestimmt draufgehen werden, müssen sich in erhöhtem Maße einer abermaligen Katastrophe aussetzen. Die der größten Sorgfalt in der letzten Stunde bedürften, geraten sehr in die Gefahr, noch einmal verwundet zu werden. Jene sind schon beide Beine zermalmt. Vielleicht werden ihm jetzt noch obendrein die Arme zerschmettert. Da er noch nicht tot ist, wird es ihm wehtun.

Junk (der Sanitätsvolkate) fragt sich, ob das Schreckliche, das in dieser erzwungenen Unmenschlichkeit liegen kann, eintritt: ob die Aufgegebenen erkennen, daß man sie bereits auf den Abfallhaufen wirft.

Von Zeit zu Zeit geht Dr. Model mit Junk hinauf: mit der Spritze und mit Morphium. Da liegt ein Leutnant einer Maschinengewehrkompanie; die Brust ist ihm aufgerissen in der ganzen Breite, die Rippen sind weggeschlagen, die verletzten Lungen arbeiten schaurig, er keucht gehetzt, Schweiß läuft über ein immer noch kräftiges Gesicht. Man kann ihn gar nicht verbinden, so ungeheuer ist die Zerstörung, rote Blasen steigen und fallen rasselnd — aber er lebt noch immer.

Neben ihm in einer Zeltbahn liegt ein anderer Offizier, liegen Reste. Viel ist nicht mehr vorhanden, dreißig, vierzig Pfund Fleisch und Knochen. So haben sie ihn herbeigeschafft. Die Rückseite einer Menükarte, weiß Gott, woher sie stammt, mit einer Sicherheitsnadel am Tuch befestigt, sagt Namen und übriges. Er soll im Garten des Schlosses beerdigt werden, sobald die

Krankeinträger Zeit haben, für ihn und ein paar Dutzend, die sich tot angesammelt haben, Gräber auszuwerfen.

Ein Marokkaner hat Schüsse mehrfach durch die Brust. Er hat die hohe Mütze bis zum Kinn übers Gesicht gezogen. Lebt er noch? Er fühlt sich kalt an. Junk zieht fachte an der Bedeckung und legt das Gesicht frei. Die Augen öffnen sich zum seltsamsten aller Blicke, sie haben nichts zu tun mit Schloß Fontaine, Nordfrankreich, Kanonen und Krieg — nicht das mindeste. Er sagt ein Wort, es klingt wie geziprt, gehaucht — Wort der Heimat. Ein Wunsch, eine Verwünschung? Er bleibt völlig unklar. Junk will dem ocker-gelben Mann den Trinkbecher mit Kaffee an den Mund setzen: die Lippen bleiben gepreßt. Model will Morphium injizieren (obwohl man sparen soll, sparen! würde unwillig der Chef das Haupt schütteln. Was ist uns Marokko?), aber der Arm zieht sich zurück, die Hand kriecht empor zur Mütze und holt sie wieder ganz über das Antlitz. Er sondert sich ab vom Europa, das ihm den sinnlosen Tod bereitet hat.

Für einen anderen aber ist Morphium sehr notwendig, für einen französischen Mitrailleusefeldwebel, der eine schwere Kopfwunde hat. Apfelgroß fehlt ihm ein Stück Hirnschale über der Schläfe. Die Augen sind geschlossen, und vorgetrieben — bei tiefblauen Lidern. Das grüne Gesicht ist gedunsen. Er hat den Verband beiseite gezerrt, die Finger zupfen an schwarz gelockten, blut- und schmutzverflechten Haaren, zupfen an den Wundrändern. Zerrißenes Gehirn pulst dazwischen wie ein kleines, braunrot überkrustetes Rissen, das sich in rasendem Takte bläht und senkt. Er ist mit allen Gliedern in einer schwimmenden, greifenden, kletternden Unruhe.

Sie verbinden ihn von neuem. „Umsonst“, ruft der Arzt, „er macht's nicht mehr lang.“ Er ist ohne Bewußtsein, aber sie geben ihm doch eine Spritze, damit er das Stillliegen lernt. Damit nicht, wie es bei solchen Hirnverletzungen geschieht, schließlich zwei Mann schauerlich grotesk mit ihm ringen müssen, um ihn an die Bahre zu fesseln.

So liegen viele in Reihen, auf Heu, auf Matten, mit zerfetzten Därmen, zerplatzten Harnblasen, zerhackten Lungen, zerhockten Nieren, eisenverschorenen Schädeln — die Aufgegebenen. Sie werden nicht einmal weggeschafft, wenn die Humpeklaffen der Sanitätskompanie angeprescht kommen, wenn die in Schweiß und Angst getauchten Fahrer und Begleiter ihrer Wagen überfüllt füllen — in Angst des halb, weil sie mit jeder weiteren Minute fürchten müssen, Artillerie bricht erneut los und über sie herein, wenn sie unterwegs sind, ein — fortgeschafft werden zu erst die, die noch irgendwie dem Arzt Hoffnung geben, sie könnten mit dem Leben davonkommen. Aber auch sie kommen manchmal nicht mehr weit, sondern sehr schnell um.

Ein Sanitätswagen, mit sitzenden und liegenden Passagieren angeproppst, nimmt Abschied. Beneidet wie immer werden die Leichtverwundeten, sie haben es hinter sich, sie gehen „in Pension“. Sie haben es nicht hinter sich, keine hundert Meter weit haben sie, da zerreißt ein Volkstreffler Wagen und Pferde. Es werden nur noch zwei dorthin zurückgebracht, von wo sie eben abgerollt sind. Erst schwach verletzt, jetzt schwer. Alle anderen, so weit noch Körperhaftes da ist, gelangen gleich in den Garten — zu denen, die schon einen beträchtlichen Haufen bilden.

Ärzte und Sanitätsunteroffiziere finden sich paarweise zusammen. Die Paare lösen einander ab. Es gibt aber oft genug zu tun, um alle auf die Beine zu bringen.

Junk hält die armselige Kraxenstamme so nahe wie möglich an den Hals, den Rumpf, den Fuß, der unwidert werden soll. Er muß acht haben, damit das Stearin nicht in die Wunde, nicht auf das Gesicht des Glenden tropft.

Gesicht! Hat der noch eines, den sie da bringen? Nein, er lallt unverständlich. Hat er noch seine Zunge? Jedenfalls lebt er und ist bei Bewußtsein. Ob die Augen erhalten sind, läßt sich nicht erkennen. Feuer ist ihm mitten ins Gesicht gesprungen. Was kann man für ihn tun? Nichts! Ihn nicht reinigen, ihn nicht anstoßen, mit

ein paar Müllagen die Vermüstung zu decken, ihn in einen Gobelstufel setzen und den Kopf zurücklehnen lassen — das ist alles.

Inzwischen knallt und kracht es draußen fern und nah. Um die Schloßtrümmer herum die Brisanzgranaten gleich irrjüngigen Teufeln. Der ganze Keller bebzt und ruckt, als erhielte er Stöße, die ihn um einen Meter verschieben. Eine Explosion durchschlägt die Baracke. Alle Kerzen erlöschen im heißen Luftdruck. Steinstaub würgt im Hals, Steinsplitter reißen die Haut auf, wer im Raum ist, wird zu Boden geworfen. Die Tische, auf denen Verbandzeug, Spritzen und Instrumente liegen, fallen um. Die spärlichen Mengen an Startrampantitogin, an Koffein- und Morphumpillen zerbrechen.

Solche Schilderungen durchziehen den ganzen Roman.

Und solche Vermüstungen durch die Bestie Krieg wollen die Hahnenschwänzer mit ihren Bürgerkriegsrüstungen wieder herbeiführen!

In der Stadt der 300 Moscheen.

Inmitten einer unendlichen Sandsteppe, in unheimlicher, lautloser Einsamkeit erhebt sich festlich und strahlend das heilige Kairuan. Der März hatte der Nordküste Afrikas reichlichen Regen gespendet und nicht allein die Sahel, den fruchtbaren Obst- und Getreidegürtel längs der tunesischen Küste, sondern auch die Sanddecke der Einöde, die die Nähe der Sahara kündigt, mit einem köstlichen Blumenzauber bedeckt. Viele Kilometer lang ist die Ebene überflutet mit dem Golde der Krokus und der Himmelschlüssel, erglänzt sie im Purpurrot der Mohnblume. Nirgends sah ich das Frühlingswunder der Blumenflora flürmischer, üppiger sich entfalten als im Glutatem der Wüste, auf die sich der Segen reicher Regen gesenkt hatte.

Den uralten Karawanenweg entlang führt der Schienenstrang bis zu den nördlichen Oasen der Sahara. Wir durchfahren die liebliche Hügelandschaft im Süden von Tunis, einen wohlgepflegten Garten voll mit Delbäumen, mit fruchtbaren Orangen- und Zitronenhainen, mit erblühten Aprikosen- und Myrtenbäumen. Allmählich verliert sich das Kulturland in der baumlosen, schweigenden, unendlichen Steppe, die in das Innere der Sahara verläuft. Wie Schattenbilder aus der Tiefe Jahrtausendalter Geschichte wandern Karawanen mit hochbeladenen Kamelen, hüfchen schwarze Keltlager der Beduinen, schweben die biblischen Gestalten der Heiligen Familie zu Fuß und auf Keinen Eseln an uns vorüber. Es ist uralter, geschichtlicher Boden, den Karthago beherrschte, den das Rom Scipios vermüstet und das Rom der Gracchen der Kultur wieder erschlossen, der das Blut der Bandalen und der Byzantiner, der Araber und der Deutschen und fränkischen Kreuzfahrer getrunken hat.

Hinter den Pforten des Paradieses.

Fast 150 Kilometer hat unser Zug schon zurückgelegt. Da steigen aus der flachen Ebene die mächtigen zinnengekrönten Mauern, die das heilige Kairuan umgürten, die Kuppeln und Türme seiner dreihundert Moscheen auf: strahlend weiß in der Folie des sonnenüberfluteten, zartblauen Himmels. Ein Bild unendlicher, traumhafter Schönheit! Bald umfängt uns die merkwürdigste aller nordafrikanischen Städte: wir haben nach heiliger Ueberlieferung „eine der vier Pforten des Paradieses“ betreten. Denn Kairuan ist das Mekka Afrikas. Sieben Wallfahrten nach dieser Stadt haben dieselbe reinigende und befestigende Kraft wie eine Wallfahrt nach Mekka. Hier, in Kairuan, ist Sidi Sahab, einer der zehn Gefährten Mohammeds, begraben, im Mausoleum neben der großen Moschee liegen die sterblichen Reste Sidi Othas, dessen Schwert dem Islam Nordafrika, Sizilien und Spanien gewann.

Wer hat diese traumhafte Stadt inmitten der grenzenlosen Einöde hierher gezaubert? Welche Notwendigkeit hat sie in dieser unfruchtbaren, baumlosen, wasserlosen, menschenleeren Einsamkeit bestehen lassen? Nicht übers Meer, wie die Phönizier, die Römer, die Bandalen und die Byzantiner, sondern übers Land, durch Wüste und

Steppe waren unter Sidi Othas Führung die arabischen Eroberer gekommen. Jene, die Seewölker, verschauzten sich im seeberührenden Karthago, in der schützenden Bucht des heutigen Tunis, übten von der Küste her ihre Macht aus. Die arabischen Eroberer, denen die Natur der Bergländer fremd war, fanden im wüstenhaften Steppenland die Natur ihrer Heimat wieder. Denn was den seefahrenden Völkern das Meer, das war den arabischen Eindringlingen die Wüste. Im Schutze des Wüstengürtels fühlten sie sich sicher, vor feindlichen Gefahren geborgen. Inmitten der Wüstensteppe schlug Sidi Othas sein befestigtes Feldlager auf. Von hier nahmen die gewaltigen arabischen Heerzüge ihren Ausgang, die die ganze Mittelmeerküste dem islamitischen Kalifat unterwarfen. Und was sie erbeuteten, das schleppten sie nach Kairuan. So wurde aus dem Feldlager die glanzvollste arabische Stadt des nördlichen Afrika.

Der Wald der bunten Säulen.

Wir betreten die große Moschee, die Moschee Sidi Othas, eine der ältesten Moscheen der Welt. Eine Mauer, die einst eine Zinnentkrone schmückte, umfriedet das herrliche Denkmal arabischer Kultur. Ein reichverziertes Tor nimmt uns auf. Und vor uns öffnet sich ein gewaltiger, vorsonnener Hallenhof von fünfzehnhundert Quadratmeter Ausdehnung, mit Marmorplatten belegt, mit zwei- und dreireihigen Arkaden, von kostbaren Marmorsäulen getragen. Einmal waren in die Wände dieses Hofes glänzende, farbenpielende Kacheln eingelassen. Sie sind nun verschwunden. Aber von seiner edlen Schönheit hat dieses Bauwerk nichts verloren. Wir treten durch die arabischen Torbogen der Vorhalle in den dämmerigen, mattenbedeckten Betsaal. Ein Wald von hundertsechunddreißig Säulen, die siebzehn Langschiffe und acht Querschiffe tragen, umfängt uns. Aus Karthago und Susa und Et Djem waren die antiken Säulen herbeigeschleppt worden, Säulen in reichster Mannigfaltigkeit der Kapitale — maurische, byzantinische, altchristliche — und in reichster Mannigfaltigkeit der Farben. Es sind Säulen aus weißem und buntem Marmor, aus Onyx, Granit, Porphyr und vielfarbiger Breccia. Die bemalte Decke ist aus kostbaren Holzern gezimmert, und ein Wunder von Eisenbeischnitzerei ist die herrliche Freitagstanzel bei der großen Gebetsnische. Wir verlassen den egyptischheidenden Betsaal durch das große quadratische Mitteltor und stehen wie gebannt vor dem gewaltigen Minarett, das sich mit unerhörter Wucht, selbstbewußt und kühn, vierzig Meter hoch erhebt. Eine enge Wendeltreppe führt zur Spitze des Turmes. In Höhen, aber doch wie in weiter Ferne, liegen die Arkaden des Hofes und der Vorhalle und die Kuppeln der Moschee. Dann wendet sich der Blick der blendend weißen Stadt zu: dem Gemirr der flachen Dächer, der schlanken Türme, der Zinnentkrone der mächtigen Stadtmauer. Und dann umfängt der Blick die großartige, unendliche, schweigende Steppe, in deren Einsamkeit da und dort eine Karawane heranwinkt. Ganz fern, am Rand des nördlichen Horizonts, erheben sich in zartem Blau die letzten Ausläufer des Tell-Atlas.

Wir klettern den Turm hinab und wandern durch die engen, menschenleeren Gassen zur Hauptstraße, durch die der Orient in breiten, bunten Strömen flutet. Plötzlich läßt uns ein grelles Hupensignal die Kontraste der Jahrtausende erkennen: den breiten Strom von Arabern, Negern, Beduinen, Kamelen und Eseln zerteilt geschickt ein Auto, von einem zerlumpten Araber geführt. Und drinnen sitzen mit der Gelassenheit, die lange Gewöhnung verleiht, Beduinen, die von fernher zum Markt nach Kairuan gekommen sind.

Pariser Ladendiebe.

Gantricks und Kniffe.

Paris, die Stadt der glänzendsten und größten Warenhäuser, der schönsten Auslagen und der erlesensten Luxusgegenstände, hat auch den zweifelhaftesten Vorzug, die raffiniertesten Ladendiebe zu besitzen. Die Pariser Längfinger sind in ihrem Fach so unerreichlich tüchtig, daß es wirklich nicht leicht ist, sie auf frischer Tat zu ertappen.

Leicht haben es aber auch die Diebe nicht und die Ladendiebe am allerwenigsten. Die großen Warenhäuser haben ihre eigene „Geheimpolizei“, Angestellte, die nur zum Auspässen da sind und mit Argusaugen jeden Kunden haarscharf, dabei aber doch unauffällig, beobachten. Aber die Diebe verstehen es, sich den erschwerten Bedingungen, unter denen sie ihr „Gewerbe“ ausüben müssen, anzupassen und erfinden die unglaublichsten Tinten und Kniffe, um die Geschäftsleute hineinzu-legen. Und die Hineingelegten haben dann nicht nur den Schaden, sondern auch noch den Spott dazu, an dem ja nie Mangel ist.

Eine mitleidige Dame.

Ein vornehmer Juwelierladen. Der Geschäftsinhaber legt einer eleganten Dame, deren Auto draußen wartet, Brillantringe vor. Während sie noch zwischen den Schmuckgegenständen herumfucht, betritt ein Bettler das Lokal. Von edlem Mitleid ergriffen, nimmt die Dame eine Münze aus ihrer Handtasche und wirft sie dem armen Teufel in den Hut. Ein dankbares „Vergelt's Gott“ belohnt sie und der arme Alte geht wieder seines Weges. Die Dame sucht noch ein paar Minuten unter den Ringen herum. „Mir gefallen einige sehr gut“, sagt die Dame, „aber es fällt mir so schwer, eine Wahl zu treffen. Ich werde morgen mit meinem Mann wiederkommen.“ — „Ganz wie Gnädigste wünschen“, beilegt sich der Juwelier zu sagen. Die Dame steigt in ihr Auto und fährt fort. Erst einige Minuten später bemerkt der Juwelier, daß sie dem Bettler, der mit ihr unter einer Decke steckt, mit dem Geldstück auch einen wertvollen Ring in den Hut geworfen hat ...

Ein bißchen Wachs.

In einem anderen Juwelierladen steht ein älterer Herr und kauft ein Schmuckstück. Eine Dame tritt ein und wartet, bis das Geschäft mit dem Kunden abgeschlossen ist. Kaum hat der alte Herr den Raum verlassen, bittet sie, ihr einige Perlenketten vorzulegen. „Einen Augenblick, gnädige Frau“, sagt der Juwelier, „mir ist soeben ein Brillantring abhanden gekommen.“ Er stürzt auf die Straße, läßt den alten Herrn, der eben das Geschäft verlassen hat, festnehmen und beschuldigt ihn des Diebstahls. Der alte Herr ist sehr entrüstet und besteht auf sofortiger Verbeistattung. Die Dame will dabei nicht im Wege sein und entfernt sich. Bei dem Beschuldigten wird nichts gefunden. Der Juwelier muß sich entschuldigen und den erzürnten Herrn bitten, von einer Ehrenbeleidigungsklage Abstand zu nehmen. Die feine Dame aber geht in ein Haus, hebt ihren zierlichen, seidenbestrumpften Fuß, der in einem allerliebsten Halbschuh steckt, und nimmt von einem Wachsklumpen, der zwischen Sohle und Absatz festgeklebt ist, den — vermischten Ring, den der ältere Herr, ihr Komplize, absichtlich fallengelassen hatte, damit sie mit dem Wachsklumpen daraufsteigen konnte.

Die Kleptomanein.

Wenn ein armer Teufel irgendwo etwas mitgehen läßt, heißt das Diebstahl und er wird eingesperrt. Wenn ein „besserer“ Mensch dasselbe tut, nennt man es „Kleptomanein“ und belohnt es mit einem Freispruch. Kleptomanein ist krankhafte Neigung zum Diebstahl. Eine vornehme Dame, die daran litt, kam fast täglich in ein großes Pariser Warenhaus und stahl eine Kleinigkeit. Aber 24 Stunden später kam immer ein Brief mit einem doppelt so großen Betrag, als der Preis des gestohlenen Gegenstandes ausmachte. Dazu schrieb die Dame immer einen lebenswürdigen Brief, in dem sie bat, ihre krankhafte Lust am Stehlen zu entschuldigen. Das Warenhaus machte dabei ein recht gutes Geschäft, und die Verkäufer bekamen Auftrag, die vornehme Diebin, die so reichlich bezahlte, ganz nach Belieben stehen zu lassen. Eines Tages war die Dame besonders stark von ihrer Krankheit befallen; sie stahl eine Menge wertvoller Waren, versteckte sie unter ihrem Mantel und ging wie eine Hochschwanger von dannen. Die Angestellten lächelten verzeihend. Am nächsten Tag kam der Brief. Diesmal enthielt er aber kein Geld, sondern nur ein kurzes, latonisches Wort: „Dummköpfe!“ Die

feine Dame kam nie wieder. Und auch nicht die 10.000 Franken, um die sie das letzte Mal gestohlen hatte.

Was bringt Radio-Wien nächste Woche?

Montag, den 21. Oktober:

11 Uhr Vormittagsmusik. 15.30 Musikalische Kinderstube für die Kleinen. 16 Nachmittagskonzert. 17.40 Der Mont Blanc. 18.30 Zur Ausstellung „Holländische Musik“ im Künstlerhaus. 19 Das bäuerliche Volksbildungsheim Subertendorf. 19.30 Lebensweisheit des Alltags. 19.55 Zeitzeichen, Wetterbericht. 20 Uebertragung aus dem großen Konzerthausaal: Violinkonzert. 22 Abendkonzert.

Dienstag, den 22. Oktober:

11 Uhr Vormittagskonzert. 15.30 Kinderstunde: Bastelkurs. 16 Nachmittagskonzert. 18 Der deutsche Malerbrief im XIX. Jahrhundert V. 18.30 Stunde der landwirtschaftlichen Hauptkörperschaften. 19 Französischer Sprachkurs. 19.35 Englischer Sprachkurs. 20 Zeitzeichen, Wetterbericht. 20.05 Konzertabend: Uda Sari. 21.15 Konzert des Arbeiter-Mandolinen-Orchestervereins.

Mittwoch, den 23. Oktober:

11 Uhr Vormittagsmusik. 15.30 Musikalische Jugendstunde. 16 Nachmittagskonzert. 17.45 Vom Musikdrama zur Kurzoper. 18.15 Vom Schall und vom Hören IV. 18.45 Esperantoverbung für Oesterreich. 19 Stunde der Kammern für Arbeiter und Angestellte. 19.30 Pädagogische Hygiene IV. 20 Zeitzeichen, Wetterbericht. 20.05 Jagd auf Menschen: I. Zufälle und Abenteuer. 20.50 II. „Der Tunnel von Goroje“. 21.30 Konzert des Kammerquintetts für volkstümliche Musik.

Radio, Luster, Staubsauger in größter Auswahl und jeder Preislage!

Auf Wunsch Kredit bis 20 Monate ohne Preiserhöhung!

Jos. W. Pelz & Co., St. Pölten Rathausplatz 14

Donnerstag, den 24. Oktober:

11 Uhr Vormittagsmusik. 15.30 Märchen für die Kleinen. 16 Nachmittagskonzert. 17.45 Bericht für Reise und Fremdenverkehr. 18.05 Der deutsche Malerbrief im XIX. Jahrhundert VI. 18.30 Stunde der landwirtschaftlichen Hauptkörperschaften. 19 Der moderne Empfangsapparat. 19.25 Zeitzeichen, Wetterbericht. 19.30 Uebertragung aus der Staatsoper, Wien. 22 Abendskonzert.

Freitag, den 25. Oktober:

11 Uhr Vormittagsmusik. 15.30 Schallplattenkonzert. 16.15 Konzertakademie. 17.15 Wochenbericht für Körperport. 17.30 Hans Wagslik (Eigenvorlesung). 18 Vom Schall und vom Hören V. 18.30 Fünfzig Jahre Technologisches Gewerbemuseum. 19 Stunde der Kammern für Handel, Gewerbe und Industrie. 19.30 Italienischer Sprachkurs. 20 Zeitzeichen, Wetterbericht. 20.05 „Mutter Sorge“. Abendkonzert.

Samstag, den 26. Oktober:

11 Uhr Vormittagsmusik. 15.30 Märchen für groß und klein. 16 Nachmittagskonzert. 17.25 Kammermusik — Arien. 18.15 Aus Felix Börmanns Werken. 18.55 Vortrag über ein aktuelles Thema. 19.25 Zeitzeichen, Wetterbericht. 19.30 Uebertragung aus dem großen Musikvereinsaal: Konzert des Wiener Symphonieorchesters. 21.30 Abendkonzert.

Sonntag, den 27. Oktober:

10.20 Chorvorträge der Wiener Sängerknaben. 11 Orchesterkonzert: Alexander Zemlinsky. 16 Konzert des Wiener Frauen-Symphonieorchesters. 18 Aus dem Urwald in die Menagerie I. 18.45 Kammermusik. 20 Zeitzeichen, Wetterbericht. 20.05 Operettenaufführung: „Der Orlov“.

In das Heim des Arbeiters, nur die Arbeiterpresse!

projekten schlechthin unannehmbar ist. Daneben gibt es in den bürgerlichen Projekten manches, was sehr wohl Gegenstand einer Diskussion und Gegenstand eines Kompromisses sein kann. Nur eines ist nicht möglich: daß wir zu Kompromissen dadurch zu kommen trachten, daß wir irgendwelche Weichheit, irgendwelche Nachgiebigkeit in dem zeigen, was wesentlich ist. Sehen Sie, wir alle haben in diesen ganzen Jahren die Arbeiterschaft zur Besonnenheit gemahnt und werden es weiter tun. Die Politik der Besonnenheit und des Verantwortungsgefühls werden wir fortsetzen, wie immer die Faschisten darüber höhnen.

Das sind wir einfach den Müttern dieses Landes schuldig.

und das sind wir auch schuldig den Notwendigkeiten der Arbeiterklasse selbst, die davor bewahrt werden muß, in Fallen hineinzulaufen, die der Faschismus ihr stellt. Aber so sehr ich dafür bin, jedem nutzlosen Kampf auszuweichen, einem Kampf wegen bloßer Paraden, wegen bloßer Aufmärsche — dort, wo es sich wirklich um die Verteidigung der Grundrechte der Demokratie, um die Sicherung der Aufstiegsmöglichkeiten der Arbeiterklasse handelt, dort, wo es sich handelt um die Sicherung der Rechte unseres Wien,

dort kann man keinem Kampfe ausweichen, dort muß man sich dem Kampfe stellen.

(Stürmischer, lang anhaltender Beifall.) Es gäbe ja nichts Gefährlicheres für die ganze Zukunft der Sozialdemokratie, als wenn jemals die Gegner glauben könnten, daß es möglich wäre, daß Sozialdemokraten unter dem Drucke von Drohungen wider ihre Überzeugung stimmen, irgend etwas unter dem Drucke von Drohungen mit Staatsstreik, mit Verfassungsbruch zugehen könnten. Wenn die Gegner das einmal glauben würden, dann wären wir auf der schiefen Ebene, dann würde es dabei nicht bleiben, sondern dann würden sich die Drohungen immer mehr verstärken, um uns immer mehr abzupressen. Das wäre der größte Triumph, die größte Stärkung des Faschismus, das würde dann den Kampf um das Ganze erst recht herbeiführen, nur unter viel ungünstigeren Bedingungen.

Deswegen ist meine Meinung für die Taktik folgende: Solange es sich um Dinge handelt, die das Wesen nicht berühren, verhandeln und kompromißbereit sein, wenn man auch auf unsere Forderungen eingeht. Aber wenn man von uns Dinge verlangt, die wir im Interesse der Demokratie, im Interesse der Arbeiterklasse nicht zugehen können, dann ruhig sagen: stimmen wir ab, wir werden ja sehen, ob ihr die Zweidrittelmehrheit habt. (Zustimmung.) Und wenn euch die Entscheidung nicht paßt,

dann wählen wir ein neues Parlament.

(Brausender, lang anhaltender Beifall.) Probiert es, ob ihr bei Neuwahlen eine Zweidrittelmehrheit bekommen könnt! Und deswegen meine ich, wenn es sich also zeigen sollte, wenn die Herren von uns Dinge verlangen sollten, für die zu stimmen unvereinbar ist mit den Grundfäden unserer Partei, mit der Ehre unserer Partei, mit den Interessen der Arbeiterklasse, dann meine ich, daß man den Herren in aller Ruhe vorzuschlagen soll: Neuwahlen. Freilich, da gibt es nun Leute, die von Neuwahlen nichts wissen wollen und die uns nun täglich drohen, wenn es nicht im Parlament geht, dann kommt die Heimwehr und dann wird man, auf das Heer und die Heimwehr gestützt, einen Staatsstreik machen und eines Tages in der Staatsdruckerei — wenn's geht (Heiterkeit) — und wenn es nicht geht anderswo irgendeinem Fezzen Papier mit irgendeinem Text bedrucken und behaupten, daß das die neue Verfassung sei. Zu diesen Drohungen mit dem Staatsstreik will ich keine heroischen Worte gebrauchen, sondern ich will ganz ruhig sagen, wenn die Herren damit drohen,

so soll man es ganz ruhig darauf ankommen lassen.

Dem Herrn Priner erscheint es ganz einfach, die Leute, die von der wirtschaftlichen Lage Oesterreichs und von den internationalen Verknüpfungen der Dinge ein bißchen mehr verstehen, als man am Stammtisch in Ludenburg zu verstehen lernt (Seiterkeit), denen erscheint die Sache wahrscheinlich schon etwas komplizierter. Die Leute, die jetzt beobachtet haben, was das bißchen Unruhe vor dem 29. September angerichtet hat, werden sich wohl fragen, wieviel Großbanken der Staatsstreik kosten wird (Seiterkeit und Zustimmung), bevor es noch zu ihm kommt. Wenn sie aber wahrhaftig genau wären

und den Selbstmord dieses Landes vollziehen würden, kann ich nur folgendes sagen:

Wenn die Regierenden selbst den Rechtsboden in einem Lande zerstören, dann gibt es keinen Rechtsboden mehr, und wenn es in einem Lande keinen Rechtsboden mehr gibt, dann befindet sich dieses Land im Zustand der Revolution. (Brausender, minutenlangere Beifall.)

Dann wird eben jeder Arbeiter verstehen, wenn wir uns jetzt vergewaltigen lassen, sind wir wahrhaftig für Jahrzehnte verloren, und dann wird es in den Köpfen aller Arbeiter nur noch einen Gedanken geben: Vergewaltigen lassen wir uns nicht! Dann wird es nur den Willen zum Siege geben, koste es was es wolle. (Brausender, anhaltender Beifall.)

Wenn ein Feldherr seine Armeen zur Schlacht führt, dann denkt er nicht nur an strategische und taktische Gliederung, nicht nur an Bewaffnung und Ausrüstung, Verpflegung und Munition, sondern auch an den Geist seiner Truppen, und eine seiner größten Sorgen ist dies. Darauf kommt alles an. Das Wichtigste, was wir jetzt zu tun haben, ist, der gesamten Arbeiterschaft verständlich zu machen, daß dieser Faschismus, der so hochmütig auftritt, in Wirklichkeit

nur ein Produkt der Angst vor unserer wachsenden Stärke ist.

Der Antrag des Parteivorstandes an den Parteitag.

Zu dem Beratungsgegenstand „Der Kampf um die Demokratie“ hat der Parteivorstand dem Parteitag den folgenden Antrag vorgelegt:

1. Die nächsten wirtschaftlichen und sozialen Aufgaben.

Der Parteitag erhebt Verwahrung dagegen, daß in einem Augenblick schwerer Erschütterung der Volkswirtschaft mutwillig heraufbeschworne Verfassungskämpfe die Fortführung der wirtschaftlichen und sozialen Reformarbeit erschweren. Der Parteitag fordert für die nächste Zeit:

1. Energiische Anstrengungen zur weiteren Eindämmung der Arbeitslosigkeit. Als wichtigstes Mittel dazu tatkräftigste Inangriffnahme der durch das Wohnbau- und Mietengesetz geregelten Wohnbauaktion.
- Die Wohnbauaufsorderung muß so durchgeführt werden, daß die zu erbauenden Wohnungen der Masse der wirklich Wohnungsbedürftigen zugeführt werden können. Darum sind die Bauzuschüsse in erster Linie Gemeinden und gemeinnützigen Baugenossenschaften zu bewilligen.

2. Ausbau der sozialpolitischen Gesetzgebung, insbesondere

- a) Inkraftsetzung der Alters- und Invalidenversicherung.
- b) Schaffung des in der Bundesverfassung vorgesehenen Bundesgrundgesetz über die Rechtsverhältnisse der Land- und Forstarbeiter.
- c) Einführung aller Arbeiterschutzesetze, insbesondere des Achtstundentagesgesetzes, auf das Burgenland.
- d) Ausbau der Kriegsbeschädigtenfürsorge durch eine neue Novelle zum Kriegsbeschädigtengesetz.
- e) Bewilligung mindestens des dreizehnten Monatsgehaltes für die Bundesangestellten und Pensionisten, Erhöhung ihrer Mindestbezüge, Neuregelung der Dienst- und Pensionsverhältnisse der Bundesarbeiter.

3. Bekämpfung der schweren Krise der heimischen Landwirtschaft, insbesondere durch Errichtung eines Getreidehandelsmonopols, das dem Getreidebau und den Verbrauchern stetige Preise sichert.

4. Erlassung eines Pächterschutzgesetzes gemäß den Forderungen des Parteitages vom 1928. Sollte das Gesetz bis Ende des Jahres nicht erlassen sein, dann zunächst Verlängerung der geltenden Pächterschutzverordnung.

5. Inangriffnahme der Bodenreform, zunächst im Burgenland.

der ganzen Arbeiterschaft verständlich zu machen, daß der Faschismus in Wirklichkeit nichts anderes ist als der letzte Wurf aus den Händen einer Bourgeoisie, die daran verzweifelt, uns mit geistigen Waffen zu besiegen und uns deswegen mit Gasgranaten besiegen möchte, der ganzen Arbeiterschaft verständlich zu machen, daß dieser Kampf nicht ein Kampf um Verfassungsparagraphen ist, nicht ein Kampf wie andere auch,

sondern daß es um das Ganze geht, an dessen Ende als Entscheidung stehen wird, entweder daß wir zurückgeworfen werden für viele Jahre oder aber, daß für immer gesichert sein wird die österreichische Demokratie und damit der Aufstieg der österreichischen Arbeiterklasse bis zum Siege.

Genossen, es gilt, der ganzen Arbeiterklasse verständlich zu machen, daß wir nicht eine Partei sind wie die andere auch, die um diese und jene Einzelheit kämpft, sondern die Träger einer Bewegung, die weltumwälzend, sieghaft durch die Geschichte geht, die Erben einer Bewegung, die jeden Schritt, den die Arbeiterschaft vorwärts gekommen ist, erkaufen mußte mit den Opfern von Tausenden, die für sie ins Gefängnis, in die Not, in den Tod gegangen sind, die Soldaten einer Idee, für die zu leben und zu sterben dafürsteht. (Lofender, minutenlangere, sich immer wieder erneuernder Beifall und Hochrufe.)

2. Innere Abrüstung.

Der Parteitag erinnert daran, daß die Sozialdemokratie den bürgerlichen Parteien schon seit dem Jahre 1923 immer wieder vorgeschlagen hat, den Republikanischen Schutzbund abzurufen, wenn auch die gegnerischen Wehrformationen abgerüstet werden.

Der Parteitag betrachtet die vollständige Abrüstung, die restlose Auflösung aller Wehrformationen als das wirksamste Mittel, die friedliche demokratische Entwicklung der Republik und damit auch die ungestörte Entwicklung der Volkswirtschaft und den stetigen Aufstieg der Arbeiterklasse sicherzustellen.

Der Parteitag betrachtet jede Verfassungsreform für vollkommen sinn- und zwecklos, wenn sie nicht mit der inneren Abrüstung verbunden wird.

Der Parteitag erklärt jedoch nachdrücklich, daß die Arbeiterklasse nur dann abgerüstet wird, wenn die ehrliche Abrüstung im gegnerischen Lager durch wirksame Einrichtungen gegenseitiger Kontrolle verbürgt wird.

3. Die Verfassungsreform.

Der Parteitag lehnt jede Einschränkung des Wahlrechtes, er lehnt die reaktionäre Forderung, den Bundespräsidenten mit dem Rechte auszustatten, gesetzgebende Notverordnungen zu erlassen und den Ausnahmezustand zu verhängen, er lehnt jede Beeinträchtigung der Gleichberechtigung des Landes Wien unbedingtab.

Ohne die Bildung eines Bundeswirtschaftsrates nach reichsdeutschem Vorbild abzulehnen, weist der Parteitag jeden Versuch zurück, die Entscheidungsgewalt der vom ganzen Volke gewählten Volksvertretung durch die Einführung einer dem Nationalrat gleichberechtigten Ständekammer einzuschränken.

Der Parteitag beauftragt den Verband der sozialdemokratischen Abgeordneten und Bundesräte, in den Verhandlungen über die Verfassungsreform die folgenden Forderungen zu vertreten und von der Stellung der bürgerlichen Parteien zu diesen Forderungen seine Stellung zur Verfassungsreform abhängig zu machen:

1. Das Volk muß dagegen geschützt werden, daß eine Parlamentärsmehrheit gegen den Willen der Mehrheit des Volkes entscheidet. Ueber bestrittene Gesetze von größerer Bedeutung muß das souveräne Volk selbst entscheiden können. Daher verlangt der Parteitag: Jeder Gesetzesbeschluß ist vor seinem Inkrafttreten der Volksabstimmung zu unterziehen, wenn ein



Man lacht, aber es war so.

Heute ist beim Sport, Spiel und Wandern die Kleidung einfach, gesund und bequem. So soll auch Ihre Waschmethode sein, nämlich:

1. Über Nacht wie gewöhnlich einweichen.
2. Schicht RADION kalt auflösen, die Wäsche 20 Minuten auskochen.
3. Zuerst warm, dann kalt schweemen.

Ein einziger Versuch wird Sie überzeugen. So einfach, billig und mühelos waschen Sie nun mit

Schicht RADION

Drittel der Mitglieder des Nationalrates oder wenn 300.000 Wahlberechtigte es verlangen.

2. Zur Stärkung des Vertrauens des Volkes zum Nationalrat soll das Wahlverfahren so geändert werden, daß einerseits die engste Fühlung der Abgeordneten mit ihren Wählern gesichert werde, und daß andererseits die Vertretung der Parteien im Parlament ihrem Anteil an der gesamten Wählerschaft entspreche. Daher verlangt der Parteitag: Das Bundesgebiet ist in kleine Wahlbezirke zu teilen, von denen jeder je einen Abgeordneten zu wählen hat. Nach der Durchführung der Wahlen in den Wahlbezirken sind jeder Partei so viel zusätzliche Mandate zuzuwenden, daß der Anteil der Parteien an der Gesamtzahl der Mandate ihrem Anteil an der Gesamtzahl der abgegebenen Stimmen entspricht.

3. Die Selbstverwaltungsrechte des Volkes sind durch Schaffung der in der Bundesverfassung vorgesehenen Gebietsgemeinden (Bezirks- und Kreisgemeinden) zu erweitern.

4. Neuwahlen.

Sollten die Verhandlungen über die Verfassungsreform ergeben, daß eine Einigung zwischen den Parteien unmöglich, die erforderliche Zweidrittelmehrheit im Parlament nicht zu erlangen ist, oder sollten es die bürgerlichen Parteien ablehnen, die Verfassungsreform mit der inneren Abrüstung, mit der restlosen Auflösung aller Wehrformationen unter wirksamer gegenseitiger Kontrolle zu verbinden, fordert der Parteitag die Ausschreibung von Neuwahlen, damit das Volk selbst die Entscheidung fälle.

5. Kampf der Arbeiterklasse.

Angeichts der Rüstungen des Faschismus, seiner Drohungen mit einem Putsch und seiner Drohungen nach einem Staatsstreik, fordert der Parteitag die gesamte Arbeiterklasse auf, alle ihre Kräfte zusammenzufassen und sich im Zustand höchster Kampfbereitschaft zu erhalten.

Die Sozialdemokratie kämpft um die innere Abrüstung. Aber solange die bürgerlichen Parteien die innere Abrüstung unter Bürgschaften für ehrliche Gegenseitigkeit ablehnen, muß sich die Arbeiterklasse zur Abwehr des unter den Augen der Behörden bewaffneten und einegerzten Faschismus rüsten. Darum fordert der Parteitag

tag alle wehrfähigen männlichen Parteimitglieder in allen Gebieten, in denen Heimwehrformationen bestehen, auf dem Republikanischen Schutzbund heizutreten.

Darüber hinaus aber fordert der Parteitag die gesamte Arbeiterklasse, alle Republikaner, alle freiheitsliebenden Bürger, die sich nicht einer klerikal-hakenkreuzlerischen Diktatur, nicht einer aristokratisch-militaristischen Restauration unterwerfen wollen, auf, wachsam und bereit zu sein, um in

dem Falle, als der Faschismus einen rechtswidrigen Angriff auf die Verfassung der Republik, einen Putsch von unten oder einen Staatsstreich von oben wagen wollte, dieses Attentat auf die Freiheit des deutschösterreichischen Volkes mit allen Mitteln, mit aller Kraft, mit höchster Kühnheit abzuwehren.

Den übrigen Teil des Parteitages bringen wir in der nächsten Nummer.

Das Weltbild im Wochenspiegel.

Sirefemanns Begräbnis. Unter ungeheurer Beteiligung der Bevölkerung wurde Sirefemann, dessen Leichnam im Reichstag aufgebahrt war, zu Grabe getragen. Alle politischen Parteien mit Ausnahme der Kommunisten und Nationalsozialisten sowie viele ausländische Vertreter gaben ihm das letzte Geleit. Die Nachrufe hielten Reichskanzler Hermann Müller und Reichstagspräsident v. Kardorff.

Die Einberufung der Seeabrüstungskonferenz beschlossen. Die Einladungen der englischen Regierung an die drei großen Seemächte Frankreich, Japan und Italien, in denen die Regierungen dieser Länder zur Teilnahme an einer Fünf-Mächte-Seeabrüstungskonferenz aufgefordert werden, sind heute den Botschaftern der genannten Länder in London zugestellt worden. Der amerikanische Botschafter in London, Davies, hat in einem besonderen Schreiben gleichfalls eine formelle Einladung erhalten.

Wieder ein Schiffunglück. Der norwegische Passagierdampfer „Hakon VII“ ist in der vergangenen Nacht bei Heghølnen mit so großer Kraft auf ein unterseeisches Riff aufgelaufen, daß er binnen 3 Minuten sank. Alles in allem wurden 57 Personen, meistens nur notdürftig bekleidet, gerettet. Man befürchtet, daß 47 Personen ertrunken sind.

Der Stahlhelm in der Rheinprovinz und in Westphalen aufgelöst. Der preußische Innenminister Grejsinski hat den „Stahlhelm“ mit seinen Unterorganisationen in der Rheinprovinz und in der Provinz Westphalen aufgelöst. Die Auflösung wurde damit begründet, daß die Mitglieder dieser Organisation zu einer Truppe ausgebildet werden sollen, die in der Lage wäre, nach militärischen Gesichtspunkten kämpfend aufzutreten.

Am gleichen Tage wurde diese Verfügung des preußischen Innenministers restlos durchgeführt und die Ausrichtungsgesellschaften, Mitgliederlisten, Akten und Kassen des Verbandes beschlagnahmt.

Deutschland und der Zündholztrust. Der Präsident der schwedischen Reichsbank als Gast in den Räumen der Börse wird mit den Verhandlungen über eine Anleihe des Zündholztrustes in Zusammenhang gebracht. Die Anleihe soll 150 Millionen Dollar mit einer Laufzeit von 50 Jahren betragen. Bisher ist ein Zinsfuß von 6 Prozent in Aussicht genommen. Gleichzeitig soll in Deutschland ein Zündholzmonopol für den schwedischen Zündholztrust geschaffen werden.

Die Wirren in Afghanistan. Der bisherige afghanische Herrscher, Habibullah, der den König Amanullah gestürzt hatte, wurde durch die Truppen Nadir Khans vertrieben und Kabul, die afghanische Hauptstadt, von ihm erobert. Nadir Khan soll ein Anhänger Amanullahs sein, doch ist fraglich, ob er das Reich für seinen König zurückeroberet hat.

Hohenzollern unter dem Hammer. Das gesamte Inventar des Palastes Schaumburg, ein Schloß der Prinzessin Viktoria, der Schwester Wilhelm II. und geschiedenen Frau Alexander Houbkows, wird öffentlich versteigert. Aus dem Erlös sollen die Schulden, in die sich die Prinzessin infolge ihres Liebesromans mit dem russischen Abenteuerer Houbkow gestürzt hat und fast eine Million Mark betragen, gedeckt werden.

Trotsky kapitalisiert? Nach einer russischen Meldung haben Trotsky und Rakovskij um die Wiederaufnahme in die kommunistische Partei angefleht. Gleichzeitig mit ihnen sollen 400 Mitglieder der Trotsky'schen Opposition, die noch heute in Konzentrationslagern leben, um die Wiederaufnahme angefleht haben. Trotsky begründet seinen Umfall damit, daß Stalin eine entscheidende Wendung nach links vorgenommen habe.

Rückkehr Garamis und Buchingers. Der Reichsverweser hat die Abolition der Strafprozesse gegen die sozialistischen Führer Garamis, Buchinger und Weltner, die in der dem Zusammenbruch folgenden Revolutionszeit eine bedeutende Rolle gespielt haben, angeordnet. Gleichzeitig hat die Polizei gegen den ehemaligen Staatssekretär im Ministerium des Äußeren im Kabinett Karolzi, gegen den mehrere Strafverfahren wegen von ihm in Paris gehaltenen veröffentlichen Artikel anhängig sind, einen Steckbrief erlassen.

Neuer Krieg zwischen Nord- und Südchina. Marschall Feng hat über den Kriegsausbruch zwischen Nord- und Südchina erklärt, daß Tschiangkai-schek die Verpflichtungen, die er im Mai gegenüber der Armee Feng übernommen habe, nicht erfüllt, sondern Feng ein Ultimatum übermittelt habe, in dem verlangt wird, daß sich seine Truppen innerhalb von 24 Stunden von den chinesischen Regierungstruppen entwaffnen lassen.

Sozialdemokratischer Wahlerfolg in Pilsen. Die Gemeinderahlen in Pilsen brachten der sozialdemokratischen Partei einen Mandatsgewinn von 2 Mandaten, so daß nun 24 Sozialdemokraten 36 Vertretern anderer Parteien und Wählergruppen gegenüberstehen.

Eine ungeheure Wirtschaftskatastrophe vermieden.

Das größte Bankinstitut Oesterreichs muß liquidieren. An den Folgen seiner eigenen Heimwehpolitik gescheitert. Die allgemeine Bodenkreditanstalt war einige Jahre die mächtigste Großbank Oesterreichs. Sie hat den Industriebesitz der beiden Großbanken, die an der Sanierungskrise zu Grunde gegangen sind, der Unionbank und der Verkehrsbank in sich

aufgenommen und mit ihren eigenen Mitteln zusammen gut ein Drittel der österreichischen Großindustrie direkt und indirekt beeinflusst. Die Maschinenindustrie, die Fabriken der Staatseisenbahngesellschaft A. G. (nicht zu verwechseln mit den Bundesbahnen) die Steyrerautomobilfabrik, die Veitlicher Magnesiumwerke, die Lokomotivfabrik Barcholowitsch gehören zum Konzern

der Bodenkredit-Anstalt. Tausende Beamte sind in der Bank, tausende Angestellte und zehntausende Arbeiter in ihren Industriebetrieben beschäftigt.

Aber damit ist die Bedeutung der Bodenkreditanstalt noch nicht ausgeschöpft. Diese Bank, die vor dem Kriege selbst einen Teil des Vermögens des Kaisers verwaltete, war auch nach dem Kriege

die finanzielle Stütze der Regierung Seipel — Dr. Riesenböck.

Sie nahm einen gewichtigen Anteil an der finanziellen Durchführung des Seipelschen Sanierungsplanes, sie übernahm die ganzen verkrachten christlichsozialen Banken, sie führte die großen Finanzgeschäfte des Staates durch und der Bund war auf dem Umweg über die Postsparkassa sogar ein Großaktionär der Bodenkreditanstalt geworden.

Für diese enge Verbindung der Bodenkreditanstalt mit der Seipelregierung war ihr Präsident Dr. Rudolf Sieghart vorzüglich verantwortlich. Dieser Mann war einer der erbittertesten und gefährlichsten Hasser der sozialdemokratischen Arbeiter-

schaft, die es in diesem Lande überhaupt gibt. In seinen Blättern dem Neuen Wiener Tagblatt, der Großen Volkszeitung und der Kleinen Volkszeitung wurde zuerst der Vorschlag der Einheitsliste aller bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie vertreten. Seine Zeitungen führten jahrelang den Nachschor der bürgerlichen Presse gegen die Arbeiterschaft. Er stand hinter all den arbeitserfeindlichen Finanz-Steuer- und Zollgesetzen der Regierung. Selbstverständlich war er auch einer der eifrigsten Förderer der Heimwehr.

Milliarden sind aus den Kassen der Bodenkreditanstalt in die Taschen der Heimwehren geflossen, um dort in Waffenlager umgewandelt zu werden.

Mit den Geldern der Bodenkreditanstalt wurden die Heimwehbanden gezüchtet, wurden die Heßblätter ins Leben gerufen, die seit zwei Jahren Oesterreich in so schwere Beunruhigung versetzt.

An dieser ihrer eigenen Heimwehpolitik ist nun die Bodenkreditanstalt zugrunde gegangen. Selbstverständlich konnte sie aus dem armen Oesterreich nicht die Mittel heranziehen, die zur Aufrechterhaltung eines so umfangreichen Geschäftes notwendig waren. Sie mußte sich an ausländische Großkapitalisten wenden, an französische, englische und amerikanische Großbanken, um von ihnen die Gelder geborgt zu erhalten, die sie benötigte. So lange die Verhältnisse in Oesterreich ruhig waren und das Geschäft daher sicher schien, konnte sie auch anstandslos ausländische Kredite bekommen. Aber als durch die ewigen Heimwehdrohungen, durch die immer wiederkehrenden Aufmärsche, Ueberfälle und Zusammenstöße in der ganzen Welt der Eindruck entstand, daß Oesterreich an dem Rande des Bürgerkrieges stehe, da wurden die ausländischen Geldgeber unruhig und als nichts geschah, um diesem Treiben ein Ende zu setzen, kündigten sie die Kredite, die sie der Bodenkreditanstalt gewährt hatten. Die Bodenkreditanstalt stand nun plötzlich mit riesigen Verpflichtungen da und ohne jede Möglichkeit sie zu befriedigen. Tagelang kämpfte sie gegen den drohenden Zusammenbruch. Die Großbanken, die zur Hilfe aufgerufen wurden, lehnten ab. Montag oder Dienstag hätte sie ihre Schalter wegen Zahlungsunfähigkeit schließen müssen. Ein Finanzsturz mit unabsehbaren Folgen für die gesamte österreichische Wirtschaft schien unvermeidlich. Da gelang es der Regierung Schöber, die nicht zuletzt ins Amt gerufen wurde, um diesen Krach zu verhindern, wenige Stunden vor der Katastrophe die Kreditanstalt zu bewegen, die Bodenkreditanstalt zu übernehmen, den Einlegern und Sparern ihre Guthaben auszuzahlen und den Industriebetrieben die notwendigen Gelder zur vorläufigen Weiterführung ihrer Betriebe vorzuschicken.

Freilich billig hat die Kreditanstalt diese Rettung der Bodenkreditanstalt nicht gemacht. Einer der Hauptleidtragenden ist der Staat, der wie gewöhnlich die Geschäfte bezahlen kann, die die Herren Seipel und Riesenböck abgeschlossen haben. Da der gesamte Aktienbesitz der Bodenkreditanstalt auf einen Bruchteil seines Wertes gekürzt wird, so

verliert die staatliche Postsparkassa 20 Millionen Schilling.

Das sind die Folgen der Heimwehpolitik. Zehntausende Arbeiter und Angestellte müssen um ihr Brot zittern. Unser Staat, der für die notwendigsten Bedürfnisse des arbeitenden Volkes kein Geld hat, muß notgedrungenemassen riesige Summen hinauswerfen, um größeres Unheil zu vermeiden. Daß dabei einer der Hauptschuldigen an dem Heimwehverbrechen von seinen eigenen Schützlingen ruiniert worden ist, ist nur ein schwacher Trost. Es ist selbstverständlich, daß die Schuldigen an dem Zusammenbruch, vor allem der Heimwehfreund Sieghart und seine Direktoren, die Milliarden von Gehältern bezogen, mit ihrem gesamten Privatvermögen zur Haftung für den Schaden, den sie angerichtet haben, herangezogen werden müssen.

Auch der Präsident der Nationalbank, ein ehemaliger Direktor des Herrn Sieghart, der Herr Dr. Reich, der den Staat in diese üblen Geschäfte hineingeritten hat, muß verschwinden!

Aber darüber hinaus ist es selbstverständlich, daß jetzt endlich mit dieser verbrecherischen Heimwehpolitik Schluß gemacht werden muß. Nun ist es wahr geworden, was wir immer vorausgesagt haben. Die Heimwehren richten unsere Wirtschaft zugrunde, sie stürzen das Land in den Abgrund. Die Zeit der Seipels, Steidles, Pfrimer und Starhemberge, die vollkommen bedenkenlos auf Kosten der arbeitenden Menschen zum Bürgerkrieg haben, ist vorüber. Es ist selbstverständlich, daß dem Volke nur dann solche schwere Opfer zugemutet werden können, wie sie der Zusammenbruch der Bodenkreditanstalt erfordert, wenn alle Garantien dafür gegeben sind, die diese Wahnsinnspolitik den Steuerzahlern auferlegt.

Aber damit noch nicht genug: Die Bodenkreditanstalt schuldet der Nationalbank 132 Millionen Schilling; diese müssen nun „verlängert“ werden! Und überdies muß die Nationalbank 105 Millionen Schilling „im Ausland anlegen“, d. h. auf dem Umweg über die Auslandsbanken der Kreditanstalt zur Verfügung stellen, was einen

gewaltigen Zinsverlust bedeutet, außerdem jetzt Geld im Ausland anlegen bei der Kreditknappheit im Inland!

Baugoin — der Geistige.

Wir können uns nur mit einer Partei verständigen, die etwas auf Vaterlandsliebe hält, nicht mit Leuten, die auf ihren roten Fahnen den Klassenkampf geschrieben haben, nicht mit einer Partei, die auf die geistigen Güter des deutschen Volkes so wenig hält, wie die sozialdemokratische Partei.

Wer denkt da nicht an Remarques Buch? Remarque findet man überall, in allen Ländern, in allen Kreisen, in allen Bibliotheken, nur nicht — in den Kasernen des österreichischen Bundesheeres. Das deutsche Werk ist in viele Sprachen übersetzt worden. Baugoin, der Schützer der geistigen Güter des deutschen Volkes, hat das Buch Remarques verboten — Baugoin sei gepriesen, denn durch dieses Verbot wird es wesentlich die Wiskbegierde des Menschen wecken. Wie war es doch im alten Staate, dessen Tradition dem Herrn Vizkanzler so heilig ist? Die verbotenen Bücher wurden am meisten gelesen, sie gingen von Hand zu Hand; denn es war doch jeder denkende Mensch neugierig, was für gefährliche Mitteilungen ihm von der fürsorglichen Obrigkeit vorenthalten werden sollten. Seinerzeit war es mit M. Nordaus „Konventionelle Lügen“ nicht anders. In diesem Buche wurde die ganze Hohlheit und Unehrllichkeit der sogenannten besseren Gesellschaft schonungslos aufgedeckt.

Daß die Moralprediger mit und ohne bescheintigte Befähigung dagegen Sturm ließen und vom Staate erwirkten, daß dieses Buch im Buchhandel verboten werde, damit die so bedrohte herkömmliche Anschauung über verschiedene Einmischungen der kapitalistischen Gesellschaft nicht ins Wanken geraten, ist am Ende begreiflich, so begreiflich wie die Tatsache, daß gerade deshalb das Buch fleißig gelesen werde. Und es ist eben so er-

klärlieh, daß das Verbot des Heeresministers der Republik ganz wesentlich dazu beitragen wird, sein Urteil über die geistigen Güter des deutschen Volkes ins rechte Licht zu rücken, und der Welt die Augen zu öffnen über die Besorgnisse eines republikanischen Ministers für die ihm unterstellten Bürger dieser Republik in Bezug auf deren geistige Wahrung. Diese so bevormundeten Bundesbürger, die zum Groß-

teile den Krieg, dieses „Stahlbad“ der Völker, diesen „Jungbrunnen“ nicht aus eigener Anschauung kennen gelernt haben, sollen beschligt werden vor den eindringlichen Darlegungen eines Mannes, der seine Ergebnisse im Kriege, die Ergebnisse Tausender und Abertausender, in wirkungsvoller Weise für die Nachwelt festgehalten hat als abschreckendes Beispiel. Aber — sie bewegt sich doch.

Erde glaubte er herbeizuführen, wenn sein Nebenbuhler beseitigt sei.

Er sucht einige Wirtschaftler auf, um sich Mut anzutrinken und langt um halb 9 Uhr abends bei dem Wohnhaus des Brendlers an. Brendler war gerade mit seiner Lebensgefährtin heimgekehrt, sie kocht das Nachtmahl, das aus einem Kaffee besteht und Brendler will hinausgehen, weil der Kaffee noch zu heiß ist. Doch kaum ist er vor der Tür, hört man

Schüsse,

Brendler wankt hinein und mit den Worten „Ich hab genug“ bricht er zusammen. Er der ein tüchtiger Arzt ist, weiß, daß sein Tod naht.

„Es ist aus, die Kugel ist durch den Dickdarm gegangen“ sind seine letzten Worte. Draußen tobt aber noch immer Grafmann, der den tödlichen Schuß abgegeben hat. Todesmutig verteidigt Frau Grafmann die Türe zur Stube, denn der Wütende,

will auch seine Kinder, die er haßt ermorden.

Ein Schuß verfehlt auch sie, mit einem Stocke stellt sie sich den Mann entgegen. Er will sie wegräumen. „Dir tu ich nichts“ und er schießt, bis sein Revolver ausgeschossen ist und dann geht er mit den Worten „Habens jetzt kommt's ihr dran“ hinaus, den Revolver neu zu laden. Der 16jährige Bub, greift entsetzt nach dem Revolver Brendlers und

schießt dem Vater nach.

Endlich gelangt es im Hause wohnenden Leuten, Grafmann die Waffe zu entreißen. Er wird in die Wohnung eines Nachbarn geführt, dort benimmt er sich erst vernünftig, um schließlich den Irrsinnigen zu markieren.

Die Gerichtsverhandlung am 10. Oktober vor dem St. Wölflner Schwurgericht erstattete sich zu einem Theater sonderbarkeiten. Nicht ums Recht geht es, sondern um das wer recht behält. Die Geschworenen werden in Verwirrung gebracht und wehe wenn sich, wie es diesmal geschah, ein Geschworener erlaubt, seine Meinung zu haben und nicht die ihm aufzuerwartende, dann ist er „parteilich“. Der Verhandlung wohnt auch die Frau Grafmann bei. Ein zartes, verhärmtes Weibchen, beinahe notdürftig angezogen. Grafmann, ein finsterner Mann, der sich unheimlich verteidigt.

Vor.: Bekennen Sie sich schuldig? Anakk.: Nein! Vor.: Ihr Vater war ein schwerer Alkoholiker? Wie alt ist er geworden? Anakk.: 90 Jahre. Vor.: Na, dem hat's Saufen net geschadet.

Und nun beginnt der Angeklagte ein mißtes Geschwafel über den Getöteten. Seine Frau und ihm unbequeme Zeugen fertigt er damit ab, daß er sie „bekannte Lügner“ nennt und verdächtigt sie, deshalb gegen ihn auszusagen, weil an ihren Frauen sich Dr. Brendler gegen den § 144 vergangen hat. Der Vorsitzende nimmt erst gegen diese immerwährenden Verdächtigungen nicht Stellung, nur einmal als es ihm doch zu hart wird, stellt er den Angeklagten zur Rede, bei der Einvernahme eines Zeugen, der den Grafmann entwarfnet hat.

Dr. Starl als Vertreter der Frau Grafmann: Sagen Sie, ist das war, daß Dr. Brendler ihrer Frau, damals als sie bei Grafmann gelegen ist, abgeholfen hat. Der Grafmann behauptet es und sagt, Sie sind bekannt als Lügner?

Zeuge Fahrasteller: Mei Gott, mei Weib war beim Dr. Brendler, weils schon an alten Bruch hat, sie war ja damals schon 51 Jahre alt. Vorf. (zum Angeklagten): Diesen Menschen nennen Sie einen Pionier, der macht ganz gewiß nicht den Eindruck, er ist die Gewissenhaftigkeit selbst. Schämten Sie sich, einen solchen Menschen zu verleumden!

Wer in der Nacht nicht schlafen kann, Der kauf ein Bett bei „Sannemann“.

Doch auch eine andere Verleumdung kommt ans Tageslicht, der Anakklaete behauptet, daß Dr. Brendler in Unterfuchung war, weil er angeblich die Unterschrift eines Arztes gefälscht hat. Doch auch diese Anschuldigung stellt sich als Lüge heraus. Ueber die Tat selbst behauptet der Anakklaete, er könne sich „nicht erinnern“. Er gibt an, er habe in einigen Wirtschaftlern Alkohol zu sich genommen, in dem letzten Gasthaus, dem des Kroisberger, habe ihn die Erinnerung verlassen. Und bei der Aussage des Kroisberger stellt sich bald heraus, warum eben bei diesem ihn das Gedächtnis verlassen hat. Zeuge Kroisberger gibt nämlich an, Grafmann habe sein Haus mit den Worten betreten:

„Ich bin hier fremd, mich kennt niemand! Kroisberger war ihm aber zufällig einmal begegnet und erwiderte: S' kenn D' schon.“

Gewerkschaftsbewegung.

Auf die Unternehmeroffensive — Offensive der Gewerkschaften! Die gemeinsame Kampffront der Gewerkschaften.

Am Sonntag, den 6. und Sonntag, den 13. Oktober, hat im Viertel ober dem Wienerwalde eine größere Anzahl von Versammlungen stattgefunden, und zwar in St. Pölten, Traisen, Herzogenburg, Krems, Rieberg-Gaming, Neustift, Ybbs a. d. D., Rohrbach a. d. S., St. Leon, Hohenberg, Türnitz, Amstetten, Traismauer, Wilhelmsburg, Loosdorf, Wieselburg, Waidhofen, Bruckbach.

In allen Versammlungen lautete die Tagesordnung: Die Offensive der Unternehmer, ihre gelben Organisationen und das geplante Antiterrorgesetz. Die Versammlungen waren alle ausgezeichnet besucht und die Referate wurden mit großem Beifall aufgenommen.

Die Offensive der Unternehmer, die bei den letzten Wahlen mit der „Einheitsliste“ begonnen hat und die man fortsetzte mit der Unterstützung der Heimwehren mit Ankauf von Waffen und Munition, durch die Gründung der „Unpolitischen Gewerkschaft“

und sonstiger gelber Organisationen, wurde gründlich besprochen und in allen Versammlungen wurde die energische Abwehr gegen diese Offensive beschlossen.

In den nächsten Ausgaben unseres Blattes werden wir aufzeigen, wie die diversen Unternehmer in den Betrieben den Kampf führen und was für ein Terror in den Betrieben ausgeübt wird! Wenn die Herrschaften immer wieder von „Terror“ schreiben und sogar ein „Antiterrorgesetz“ verlangen, ist es nun unsere Aufgabe, die Betriebe aufzuzeigen, wo rücksichtsloser Terror gegen die Arbeiterschaft geübt wird.

Es sind uns Betriebe bekannt, in denen der Arbeiter entlassen wird, wenn er den Hahnenschwanz nicht auf die Kappe steckt. Es gibt Betriebe, wo der Arbeiter vor der Wahl steht, „unpolitischer Gewerkschafter“ zu werden oder am Samstag die Abrechnung zu erhalten. Reichliches Material steht uns zur Verfügung und wir werden jetzt von Betrieb zu Betrieb gehen, um die Arbeiter aufzuklären und ihnen vor Augen zu führen, was mit der „Unpolitischen Gewerkschaft“ bezweckt werden soll.

Wir werden aber auch jene Arbeiter aufzeigen, die sich in die Dienste der Unternehmer stellen, damit die breite Öffentlichkeit die Verräter der Arbeiterklasse kennen lernt! Näheres in der nächsten Ausgabe unseres Blattes.

Vor Gericht.

Rund um einen großen Prozeß.

Drei Tage dauerte der Prozeß gegen Grafmann, einen Sägearbeiter, der seinen Nebenbuhler, den ehemaligen Doktor Brendler, meuchlings erschossen hatte. Ein umtötig großer Apparat wurde aufgebaut, um den Fall zu klären, der doch klar genug war und es war, als ob er nur aufgebaut worden wäre, um einem Toten Anrat auf sein Grab zu werfen. Uns tut der „hohe gerichtliche Funktionär“, der dem Anwalt Dr. Hummer erklärt hat „Herr Doktor, waschen Sie lieber den Dr. Brendler und die Frau Grafmann rein, die haben es nötiger!“ leid, daß er als Gerichtsfunktionär nicht mehr Sinn für Recht hat. Vom Mörder und seiner Tat wird wenig gesprochen, nur immer vom Getöteten. Wiederholt wird er ein minderwertiger Mensch genannt. Sein Unglück wird als seine Schuld hervorgehoben und dieser Unglückliche verdient eine Reinigung von all dem Schmutz, der ihm im Verlaufe des Prozesses nachgeworfen wurde.

Dr. Brendler hat als 19jähriger Student eine Frau geheiratet, die um fünf Jahre älter war als er. Er war ein sehr schnell veranlagter Mensch, seine Frau, wie sie selbst zugibt, aber kalt, die Ehe mußte also in Brüche gehen. Er lernte nun im Jahre 1916 Frau Grafmann kennen und lieben. Diese hatte im Jahre 1908 ihren Mann, den jetzigen Angeklagten, geheiratet, der sie von allem Anfang an schlecht behandelte.

sie schlug,

so daß sie oft in ihr Elternhaus entließ. Wie aber diese Mißhandlungen ausgeheert haben mögen, kann man sich leicht vorstellen, wenn eine Frau aus diesem Milieu, die also manches sich gewöhnt, dem Manne entläuft. Im Krieg rückt er ein und zieht ins Feld und in diese Zeit fällt die Liebe zu Dr. Brendler und daß es eine Liebe war, ersieht man, daß sie ihn auch im Elend nicht verläßt, daß er, obwohl er weiß, daß diese Liebe einst sein Verderben wird und obwohl sie ihm drei Kinder des Grafmann ins Haus bringt und mit diesen ihm, dem in die Not geratenen, eine ungeheure Belastung aufbürdet, sie bei sich behält. Er kleidet und ernährt die Kinder, die ihn lieben und zum Vater nicht zurück wollte. Selbst Grafmanns angebliches Lieblingskind entscheidet sich für Brendler und wenn es heimkehrt, ist sein Weg nicht zum Vater, sondern zur Mutter. Und diese Liebe, die vielleicht das einzige Licht im

Leben beider ist, wird jetzt beiden zum Vorwurf gemacht. Ja freilich, wäre Brendler Doktor geblieben, hätte keine Hand sich gegen ihn erhoben und jeder Mensch hätte das Verhältnis gebilligt, Brendler aber war ein Unglücklicher und deshalb aus der Clique der Intellektuellen ausgestoßen. Er hatte sich zweimal gegen den Paragraph 144 vergangen, daß es hunderte Verzele und Sanatorien auch tun, ist „nebenächlich“,

denn die helfen doch den Reichen,

aber Brendler hat einem armen Dienstmädchen aus der Not geholfen und war so ungeschickt, sich erweisen zu lassen. Er wurde angeklagt, verurteilt und von diesem Augenblick an sank er immer tiefer und tiefer. Er fing an zu trinken, Kokain zu schnupfen und es nahte das Ende, tragisch wie sein ganzes Leben war.

Steckenpferd-Lilienmilch:

Das Toilettewasser schöner Frauen; seine kosmetischen Angenehmheiten geben der Haut Frische und jugendliche Spannung. (In jeder Feinhandlung erhältlich.)

Brendler und die Frau Grafmanns waren zusammengezogen und nach Volksmath gezogen. Diese Trennung von dem Mann war aber nicht ohne Handel und Verdruß gegangen. Grafmann der sich erst mit dem Verhältnis seiner Frau einverstanden erklärt hat und sie

vertraglich an Brendler abgegeben hat, wollte, als Brendler nicht mehr in der Lage war, zu zahlen, sie nicht ziehen lassen. Es gab entsetzliche Auftritte, die abwechselnd Brendler, dann Grafmann ins Kriminal brachten.

Am 23. März 1929 erfuhr Grafmann, daß seine Tochter, die sein Lieblingskind war, bei ihrer Mutter zu Besuch weilte. Und das war vielleicht das Motiv zu seiner sonst unbegreiflich scheinenden Tat. Seine Buben hatte er nie besessen, sein Mädchen, an das er sich klammerte, fing an, sich ihm zu entfremden.

Ein unendlicher Haß

gegen den Menschen, in dem er die Schuld seiner ganzen Verlassenheit und sein ganzes Unglück sah, ergriff ihn und ließ in ihm den Entschluß reifen, seinem unerträglichen Schicksal ein Ende zu bereiten und das



Die Fabrikate der Firma Dr. A. Oetker stehen unter dem gesetzlich geschützten Zeichen des „hellen Kopfes“, dem Zeichen der Intelligenz. Daß unter Millionen Hausfrauen und jungen Mädchen nur wenige sind, die Dr. Oetkers Präparate nicht kennen — und kennen heißt mit Vorteil verwenden — ist ein wertvoller Beweis für Urteilskraft und Denkvormögen, mit einem Wort für die geistige Reife der Frau. Um den Geschmack des Publikums besser kennen zu lernen und seinen Wünschen entsprechen zu können, ladet Dr. A. Oetker, Baden bei Wien, alle Verbraucher seiner Präparate ein, sich an dem diesjährigen Preisauschreiben zu beteiligen. Die Frage lautet:

Warum nie backen ohne Dr. Oetkers Backpulver?

Die Antworten dürfen den Umfang von vier Druckzeilen (100 Silben), eventuell in Versform, nicht überschreiten. Der Antwort ist je ein Rezept beizufügen, in dem auch Dr. Oetker's Gughupfmasse verwendet werden kann und auf Grund dessen die Hausfrau zu dieser Ansicht gelangte. Da das Backen mit Dr. Oetker's Backpulver kinderleicht ist, kann sich auch die Jugend an dem Preisauschreiben beteiligen, ebenso Koch- und Haushaltungsschülerinnen. Die besten Antworten und Rezepte werden von einer Jury klassifiziert und erhalten nachfolgende Preise:

- 1. Preis 3000 S
 - 2. Preis 2000 S
 - 3. Preis 1000 S
 - 4. Preis 500 S
 - 5. Preis 400 S
 - 6. Preis 300 S
 - 7. bis 15. Preis à 200 S 1800 S
 - 16. bis 25. Preis à 100 S 1000 S
- Gesamtsumme der Barpreise 10.000 S

ferner 500 Nebenpreise, und zwar: 100 Geldkassetten mit 5 Paketen Dr. Oetkers Kugelhupfmasse im Werte von je 20 S und ferner 400 Sendungen mit Dr. Oetkers Schulkochbuch und illustriertem Kochbuch

Die Antworten müssen bis 15. November 1929 im Besitze der Firma Dr. A. Oetker, Baden bei Wien, sein und müssen die Aufschrift „Preisauschreiben“ tragen. Die Preisverteilung geschieht Mitte Dezember und werden die Preisträger in den Tages- und Wochenblättern genannt. Die Entscheidung der Jury ist endgültig und unanfechtbar. Die Urheberrechte an den Einsendungen gehen auf uns über.

Also auf zur Beteiligung unter dem Zeichen des „hellen Kopfes“. (Nur für Oesterreich.)

Dr. A. Oetker

Nahrungsmittelwerke, Baden bei Wien.

Da mischt sich die Frau des Zeugen ein. Wer ist er denn? so fragt sie. Das geht neand was an, unterbricht Grafmann schroff den Kroisberger, der antworten will. Später erzählt er bei seinem Krügel Most: Bei uns in Krems trinkt man mehr den Wein, Most habe ich aber auch ganz gern. Und wie die Wirin das Nachtmahl herrichtet, begrüßt er sie: A's Weiberl bringt mir gar a Sulz? — Von diesen Vorgängen, die ihm unangenehm scheinen, will er nichts wissen und verdächtig ist es auch, daß er den Gasthausbesuch bei Kroisberger verschwiegen und angegeben hat, das er bei einem gewissen Zickbauer war.

Die Frau des Grafmann, die zögernd von dem Verhältnis zu Brendler spricht, wird sehr ungnädig behandelt und verschüchtert macht sie nun ihre Angaben. Daß diese Frau vor dem überfüllten Saale nicht gern ihr Verhältnis zu Brendler bloßlegt, wird ihr von der Verteidigung und dem Vorsitzenden sehr übel ausgelegt.

Die Kinder des Grafmann schildern die Mordscene klar und sprechen von ihrem Vater nicht anders als vom „Grafmann“. Sie beide geben an, daß Dr. Brendler für sie in vorbildlicher Weise gesorgt hat und daß dieser mit ihrer Mutter

in glücklichstem Einvernehmen gelebt hat. Sehr interessant gestaltet sich die Aussage

SINGER
Reparaturen
 SINGER NÄHMASCHINEN
 werden sachgemäß u. schnell ausgeführt
 ST. PÖLTEN, Kremsergasse 41

einer Zeugin, die erst im letzten Augenblick von der Staatsanwaltschaft und vom Verteidiger Dr. Hummer beantragt wurde. Grafmann stellte nämlich in Ubrede, seine Frau verkauft zu haben und klärt die Sache, daß seine Unterschrift unter einem regelmäßig ausgestellten Vertrag steht, dahin auf, Bredler hätte ihn seinen Namen auf ein Stückchen Papier schreiben lassen, ohne ihn aufzuklären, wozu er die Unterschrift gebrauchen wolle. Die Zeugin gibt aber an, sie wäre bei dem Zustandekommen des Vertrages dabei gewesen, Grafmann und Bredler, die damals etwas angeheitert waren, haben die Frau ver- respektive gekauft.

Vorj.: Ist es dieser Vertrag? Zeugin: Ja. Vorj.: Wie erkennen Sie das so genau? Zeugin: Ich habe den Vertrag selbst auch unterschrieben, später habe ich es mir überlegt und die Frau Grafmann gebeten, sie möge meinen Namen wegschneiden, was sie auch getan hat und da sieht man genau noch die Schleifen vom A. und vom B.

Vorj.: Ja, das stimmt, ich habe mir die ganze Zeit den Kopf darüber zerbrochen, was diese Zeichen bedeuten.

Die Frau des Bredler hat man unnötigerweise auch als Zeugin vorgeladen. Wissen kann sie nichts, dagegen entläßt sich ihr ganzer Haß und Zorn gegen Frau Grafmann und ihren getöteten Mann. Und so marschieren Duzende von Zeugen auf, die alle nichts anderes auszusagen als Tratsch, wie es nicht nur in Mank, sondern in der ganzen lieben Welt üblich ist. Doch keiner weiß vom Bredler anderes zu sagen, als daß er ein vorzüglicher Arzt und gutherziger Mensch war, der nicht nur als Arzt, sondern auch später als es ihm schon schlecht ging, arme Menschen umsonst behandelte. Sein einziges Verhängnis war, daß er sich dem Trunke ergeben hatte. Ein geheftes Tier: Einmal sagte er zu einem Bauern: Sie haben es gut, Sie brauchen nicht immer solche Sachen bei sich herumtragen, dabei zeigte er auf seinen Revolver.

Das ärztliche Gutachten Dr. Glaz und Stadtphysikus Dr. Melzer erklärt Graf-

mann für weder irrsinnig noch während der Tat unzurechnungsfähig. Grafmann aber hat nach der Tat seine Umgebung erkannt, auch seine Tat kann nicht als sinnlos bezeichnet werden, so daß es sich nicht etwa um einen pathologischen Kaufzustand handeln kann.

Verteidiger Dr. Hummer nützt wieder einmal seine Stellung aus, indem er in unqualifizierbarer Weise gegen die ihm unbequemen Zeugen losgeht. Die Zeugin, die über den Vertrag aussagt, höhnt er und nennt sie Frau „A dabei“, obwohl sie sich nicht selbst als Zeugin anbot, sondern erst im Verlaufe des Prozesses vom Gericht vorgelesen wurde. Sie aber darf sich nicht der Aussage entschlagen. Wie kommt diese, ganz gewiß zuverlässige Frau dazu, weil sie dem Gesetze gemäß zu ihren Aussagen gezwungen wurde, sich im Gerichtssaale verhöhnen zu lassen? In einem dreieinhalbstündigen Plaidoyer sucht er die Geschworenen wankend zu machen. Vorbildlich für ein Schwurgericht wissen aber die Geschworenen die Schuld, die gewiß Milderungsgründe verdient, zu messen und bejahen die Frage auf Meuchelmord mit 10 Stimmen, die Frage auf schwere Körperverletzung verneinen sie, offenbar um die Strafe zu verringern. Sie bitten auch den Gerichtshof um äußerste Milde. Das Urteil lautet auf 5 Jahre Kerker, sicherlich eine äußerst milde Strafe.

Tragödie.

St. Pölten, den 9. Oktober. Schwurgericht. Vorsitzender Oberlandesgerichtsrat Dr. Rief.

Typisch ist es bei Totschlägen, daß nicht der Angegriffene, sondern der Angreifer selbst sich schließlich im Blute wälzt und der passive Teil, der Besonnene, als Totschläger sich vor dem Gerichte zu verantworten hat. Nicht so unbegreiflich ist die Tat, wie es scheint. Immer wiederkehrende Drohungen lassen nach und nach auch in dem ruhigsten und besonnensten Menschen ein Angstgefühl reifen, oft ganz unbewußt, und schließlich eines Tages, in einen unerklärlichen Zustand versetzt, begeht der sonst Besonnene eine Tat, die der Welt unbegreiflich erscheint und oft zwei Menschenleben zerstört.

„Gleich und gleich gesellt sich gern“, daß sich dieses Sprichwort nicht immer bewährt, beweist uns das Leben und die Tat des 20jährigen Anton Prihal, der sich wegen Totschlages vor dem hiesigen Schwurgerichte zu verantworten hat. Diesem jungen Menschen, der mit drei Jahren seine Mutter verloren, der in so schrecklichen Verhältnissen seine Kindheit verbracht hat, daß sich das Wort „rramt eingemischt und den Buben vom Vaterhause fort bis nach Salzburg gebracht hat, ihm hat das Leben nicht gut mitgespielt. Keine Mutterliebe hat er gekannt,

kein Vater hat ihn behütet und umforgt und doch ist er stets ein guter Schüler, ein braves Kind, aber auch ein fleißiger, ehrlicher Mensch geblieben. Als er als erwachsener Mensch endlich wieder in seine Geburtsstadt nach St. Pölten kommt, kann ihn sein Vater, ein Arbeiter, nicht zu Hause aufnehmen er muß, auch weiterhin ein einsamer Mensch bleiben, sich selbst erhalten und anderwärts sein Heim suchen. Er findet in Wagram ein Zimmerchen mit zwei Zimmerkollegen, er kauft sich für das Geld, das er erübrigt, einen Radioapparat und geht hie und da ins Kino, in den Turnverein. Das sind und bleiben seine kleinen Freuden.

Vorj.: „Was war Prihal für ein Mensch?“

Zeuge Figerl: „Ein sehr braver, wir waren wie Brüder.“

So ist ein Zimmerkamerad des Angeklagten. Einer seiner Kollegen zieht aus, ein anderer ersetzt ihn. Es ist dies Franz Kammerleitner, der Gegensatz zu Prihal. Er ist lebenslustig, übermütig, trinkt zuweilen gern und fränkert in diesem Zustand häufig. Auch seine beiden Zimmerkollegen haben unter diesen unangenehmen Gewohnheiten zu leiden und weichen ihm gerne aus. Am 10. August sitzt Prihal wieder einmal bei seinem Radio und flücht sich seine Turnhose. In dem kleinen Mansardenstübchen dämmert es schon und wenn es auch draußen noch Licht ist, im Zimmer ist es schon dunkel und so zündet sich Prihal eine Lampe an. Da kommt Kammerleitner heim. Angeheitert und daher angriffslustig und er findet bald einen Grund zum Streit. Es ist das die

brennende Lampe.

Er beschimpft Prihal, er droht ihm an, das Radio beim Fenster hinunterzuwerfen und verfehlt ihm schließlich einen Schlag. Prihal fest sich zur Wehr, ein kurzer Kampf folgt, dessen Ende ist, daß ein junges Menschenleben sich in seinem Blute wälzt und kurze Zeit später mit den Worten „Mutter! Mutter!“ sein Leben aushaucht.

Der Angeklagte aber, Anton Prihal, der den tödlichen Stich geführt hat, hatte sich vor dem St. Pöltner Schwurgerichte zu verantworten. Er macht einen sympathischen Eindruck und schildert in ruhiger Weise die Tat, beziehungsweise den Gang des Streites, der die Tat verursacht hat. Er verzichtet auf die Art zu wirken, er will nicht Mitleid erregen. Nur an dem totenblaffen Gesicht und dem nervösen Spiel seiner Hände erkennt man, daß er erregt ist. Die Tränen, die ihm wider seinem Willen manchmal in die Augen schießen, will er verbergen und wischt sie heimlich aus den Augen.

Vorj.: „Bekennen Sie sich schuldig?“ Angekl.: „Ich kann mich nicht schuldig fühlen!“

Vorj. (... dringlich): „Erleichtern Sie doch Ihr Gewissen! Wie ist denn das gekommen, daß Sie gestochen haben?“

Angekl.: „Ich weiß es nicht!“

Vorj.: „Wer kann denn sonst gestochen haben?“

Angekl.: „Logischerweise nur ich!“

Vorj.: „Wann haben Sie das Messer in die Hand genommen?“

Angekl.: „Ich weiß es nicht! Ich weiß es wirklich nicht.“

Die Zeugen, die da aufmarschieren, sagen einmütig aus, daß der Angeklagte ein braver, fleißiger Mensch war, der nach der Tat blaß und schwelbtriefend erklärt hat, er könne sich nicht erinnern, wie ihm das Messer in die Hände geraten sei. Auch der Kriminalinspektor Urbas, der ihn gleich nach der Tat einvernommen hat, gibt an, Prihal wäre immer bei der einen Verantwortung geblieben, daß er sich nicht erklären könne, wie es zu dem Stich gekommen sei. Ein Zeuge schildert, daß der Getötete oft erst früh, mit blauen Flecken heimgekommen sei und dabei immer erzählt habe, wie er die anderen verprügelt hat.

Vorj.: „War Kammerleitner stark?“

Zeuge: „Sehr stark muß er gewesen sein.“

Vorj.: „Wieso wissen Sie das?“

Zeuge: „Erzählt hat er mir's.“

Vorj.: „A ja!“

Staatsanwalt Dr. Welzl, wohlthuend sich unterscheidend von manchem seiner Amtskollegen (er verlangt nie unbedingt den Kopf des Angeklagten) läßt eigentlich die Entscheidung, ob Totschlag, ob Notwehrüberdrehung, den Geschworenen über und bemerkt:

„Kleine Ursachen, große Wirkungen! In dem Geschick dieser beiden jungen Menschen liegt eine gewisse Tragik, deshalb, weil ihr Leben an einer solchen Wichtigkeit, wie es der Streit und die Folgen war, scheitern soll.“

Vert. Dr. Krömer: „Es ist gleichgültig, ob der Angeklagte Tage oder Jahre hinter Kerkermauern verbringen muß,

mit dem Worte „schuldig“ ist jede bürgerliche Existenz vernichtet.“

Wir sind eben nur Menschen und keine Idealgestalten, wie es die heilige Schrift fordert, die da von uns verlangt: Wenn dich jemand auf die linke Backe schlägt, so halte ihm die rechte hin!“

Das Sachverständigengutachten (Medizinalrat Dr. Feldmann und Direktor Dr. Glaz), gibt die Möglichkeit eines pathologischen Affektes zu. Die Geschworenen bejahen die Frage auf Totschlag mit 12 ja, aber ebenfalls einstimmig die Zusatzfrage auf Notwehr. — Auf dieses Verdict der Geschworenen hin wurde Prihal freigesprochen.

Aus der Kreisstadt des Viertels ober dem Wienerwalde

Die kommunistischen Angriffe gegen die sozialdemokratische Gemeindevverwaltung St. Pöltens sind ein „persönlicher Racheakt!“

Ein „süßes“ Geständnis der „Roten Fahne!“

Von Zeit zu Zeit gefällt es der „Roten Fahne“, die sozialdemokratische Mehrheit der Gemeinde St. Pöltens anzuspöbeln. Glück hatte die schon so ziemlich zerflatterte Sankt Pöltner Kommunistengruppe freilich keines mit diesen Lügen. Die Arbeiterchaft überging die Frechheiten der „Roten Fahne“ mit gebührender Verachtung. Umso interessanter ist es aber, plötzlich, und zwar am 11. d. M. in der nämlichen „Roten Fahne“ zu lesen, daß der Druckerschwärzfeldzug dieses Blattes gegen die Gemeinde nur auf persönliche Gehässigkeit einzelner mißgünstiger Elemente zurückzuführen ist. Denn also schreibt die „Rote Fahne“ über den von ihr ausgeschlossenen ehemaligen Ortsgruppenobmann Krail:

„Die Gehässigkeiten, die Krail gegen die St. Pöltner Gemeinde losläßt, sind vor allem ein persönlicher Racheakt Krails gegen die SP., die ihm das vielbegehrte Amtel dann doch nicht gegeben hat.“ Und nun mag die „Rote Fahne“ demächst wieder gegen die Gemeinde stößen!

ESSET ÄHRENBROT

Neubewaffung der städtischen Sicherheitswache. Seit 15. d. M. trägt die städtische Sicherheitswache im Dienste den Gummiknüppel an Stelle des seit Jahrzehnten eingeführten Schleppfäbels. Der Gedanke, den für den Sicherheitsdienst vollständig ungeeigneten, die Bewegungsfreiheit hemmenden und die Verfolgung eines flüchtigen Verbrechers äußerst erschwierenden Langfäbel durch eine taugliche Waffe zu ersetzen, reicht schon auf Jahre zurück. Er ist jetzt verwirklicht worden, weil vor allem der in der letzten Zeit äußerst gesteigerte Verkehr, für dessen Regelung größtmögliche Bewegungsfreiheit der Wachebeamten Vorbedingung ist, die Modernisierung der Ausrüstung unaufschiebbar macht. Der Langfäbel als Waffe der Sicherheitsorgane war bereits vor dem Kriege ziemlich eine öfterreichische Spezialität geworden. (Um den Säbel des Wacheorgans von dem Infanterie-Offizierssäbel zu unterscheiden, war bekanntlich seinerzeit die schwarze Leder-scheide vorgeschrieben.) Die Sicherheitswache nahezu im ganzen Auslande war bereits vor dem Kriege entweder mit einem kurzen Säbel (Deutschland), mit einer Art Haubajonett (romantische Länder) oder dem Gummi-, bzw. Holzknüppel (Amerika und England) ausgerüstet. Nach dem Umsturz hat z. B. die Tschechoslowakei sofort den alten „Polizeisäbel“ abgeschafft und durch den Gummiknüppel ersetzt. In Oesterreich war man konservativer und namentlich Polizeipräsident Schober war lange Jahre hin-

durch ein Segner des Gummiknüppels. Vor ungefähr 2 Jahren wurde nun auch die Ausrüstung der Wiener Sicherheitswache geändert und die Beamtenchaft mit dem Stecksäbel, wie er bei der Gendarmrie nach dem Umsturz an Stelle des alten kurzen Säbels eingeführt wurde, und mit dem Gummiknüppel ausgerüstet. Dies erscheint wohl eine überflüssige Doppelbewaffung. Deshalb wurde bei der städtischen Sicherheitswache der Gummiknüppel allein eingeführt und es wird der Säbel nur mehr bei Paradeausrückungen getragen werden. An einem Leibriemen werden, an einem Karabiner befestigt, der Gummiknüppel und die Repetierpistole getragen, dagegen wurde von der Einführung des über die Schulter laufenden Ueberarmhalters Abstand genommen, weil erfahrungsgemäß Gewalttäter an diesem Riemen eine Handhabe bei ihren Tätlichkeiten gegen einschreitende Wachebeamte besitzen. Der blanke Säbel mit dem goldenen Porteepe, der nun eigentlich verabschiedet wird, war sicherlich sehr dekorativ, doch hat unsere Zeit für Romantik wenig Sinn (auch der Offizierssäbel wurde wenige Monate nach Kriegsbeginn durch das Bajonett ersetzt) und legt mehr Wert auf reine Zweckmäßigkeit.

Die Ernte des Todes

In der Zeit vom 15. bis 30. September sind in der Stadt St. Pölten verstorben: Franz Sommer, Hilfsarbeiter, 1909, Pecholdstraße 5. Kommerzialrat Frz. Pittner, Hotelbesitzer, 1862, Kremserg. 18. Josef Kretlein, Arbeiter, 1873, Kran-

haus. Hedwig Reich, Arbeiterin, 1903, Krankenhaus. Theresia Wittmann, Private, 1850, Herzogenburgerstr. 48. Anna Lang, Blahmeistersgattin, 1874, Lungengruberstraße 1. Rosa Sibiz, Pflögling, 1843, Altersheim. Anna Straffer, Pflögling, 1841, Altersheim. Johann Fischer, Altersrentner, 1859, Krankenhaus. Antonie Berger, Haushalt, 1903, Krankenhaus. Philippine, Leder Müller, Haushalt, 1865, Krankenhaus. Ludwig Purker, Pflögling, 1860, Altersheim. Marie Hausotter, Pflögling, 1854, Altersheim. Franz Edlinger, Arbeiter, 1900, Krankenhaus. Marie Gerold, ohne Arbeit, 1848, Krankenhaus. Franz Kellner, Ausnehmer, 1859, Krankenhaus. Anton Boham, Altersrentner, 1855, Krankenhaus. Anna Renner, Pflögling, 1845, Altersheim. Franziska Weisssteiner, Pflögling, 1856, Altersheim. Albert Hilbert, Obergärtner, 1872, Krankenhaus. Johann Jurek, Pfründnerin, 1885, Krankenhaus.

Die besten und billigsten Motor-, Fahrräder und Nähmaschinen bei Leopold Strobl, Schießstättpromenade 9 (Stroblhof) Telephon 411.

Tätigkeit der städtischen Rettungsstelle im Monat September 1929. Gesamtinterventionen im September 187, davon Transporte mit den Rettungsautos 130, davon im Stadtgebiete 107, außerhalb des Stadtgebietes 23, bei Tag 108, bei Nacht 22, Unfälle 29, Hülfeleistungen in der Station 57, Fahrkilo-

meter der Rettungsautos 1576.7. Die städtische Rettungsstelle wurde somit vom 1. Jänner bis 30. September 1929 in 1853 Fällen von der Bevölkerung in Anspruch genommen.

Heimwehrversammlung in Böhlerwerk.

Am 4. Oktober wurde durch Kirchenbauvereinsmitglieder bekannt, daß am Dienstag den 8. Oktober 1929 in Böhlerwerk eine Heimwehrversammlung stattfindet. Am 5. Oktober wurde bekannt, daß diese Versammlung in Herrn Eichletters Gasthaus abgehalten werden soll. Auf den Einwand des Wirtes, daß für die Heimwehr in Böhlerwerk keine Ausfichten bestehen, erklärte der Betriebsoberingenieur Lariß der Firma „Böhler“: „Ich erinnere Sie, daß die Gasthauskonzession der Firma gehört.“ (Sind die Heimwehren nicht gegen jeden Terror? Verlangen sie nicht das Antiterrorgesetz?) Damit war natürlich der Wirt mundtot gemacht und mußte einwilligen.

Gerüchte, schauerhafte Gerüchte flogen, von Waidhofen kommend, hin und her, die Kirchenbauvereinsmitglieder tuschelten mit schadenfrohen Gesichtern und hüllten sich in einen schwarzen Geheimnis Schleier. Jetzt endlich kommt das Strafgericht Gottes über die roten Bluthunde, die es unterlassen haben, bei den verschiedenen, von ihnen veranstalteten Bestgeßelscheiben und Preisschnapsen mitzutun. Der für die Schulden des Kirchenbauvereins haftende Gastwirt Aigner, welcher vor mehreren Jahren zu Wahlzeiten immer das gleiche Sprüchlein „Wählt rot, daß die schwarze Brut wegkummt“ aufjagte, kündigte eine Generalfärbung der Bevölkerung von Böhlerwerk an. Durch sein vieles Reden redete er sich vieles ein und so sagte er zu einer vertrauten Person, daß er nun Bürgermeister werde und daß damit das Ende der Arbeitslosenunterstützung gekommen sei. Der jetzige Bürgermeister müsse weg — es gehe um seinen Kopf. Also Blut wird fließen, Tote und Verwundete und viele, viele Jahre Kerker wird es geben. Einfach entsetzlich wird es werden.

Nun sahen sich die Betriebsräte veranlaßt, zur Sache Stellung zu nehmen und am Samstag, den 5. d. M., tagte in Waidhofen eine Konferenz der Betriebsräte der umliegenden Betriebe. Nach eingehender Besprechung wurde einstimmig beschlossen, der Arbeiterschaft zu empfehlen, die Heimwehrmänner ruhig werden zu lassen und der Versammlung fernzubleiben, sich nicht provozieren zu lassen und selbst auch nicht zu provozieren.

Am Montag, den 7. d. M., wurde in Böhlerwerk nach Schichtschluß eine Betriebsversammlung einberufen und der Arbeiterschaft die Beschlüsse der Betriebsräte zur Kenntnis gebracht. Die Arbeiterschaft versprach durch Beschluß, alles zu unterlassen, was ihrem Ansehen irgendwie nachteilig sein könnte und damit war die Heimwehrwerbung für sie erledigt. Die Arbeiterschaft versprach auch, sich an der Heimwehrversammlung nicht zu beteiligen, weil sie am 15. September d. J. bei der Wimpelweihe in Waidhofen von offiziellen Heimwehroffizieren wiederholt als „rotes

Gesinde“ bezeichnet wurde und daher nicht annehmen kann, daß um dieses Gesinde geborgen wird.

Und dann kam der 8. Oktober! Um 3 Uhr nachmittags rückte ein Regiment Gendarmerie an. 300 Mann in voller Rüstung mit zwei Maschinengewehren. Böhlerwerk war im Nu ein Kriegsschauplatz. Frauen ließen ihre Arbeit stehen, liefen auf die Straßen und weinten ob dieser Schmach! „30 Jahre bin ich da, nie hat es was geben, nie brauchen wir Staatsgewalt und jetzt, jetzt... Mein Gott, wenn das der Herr Direktor Waldecker erlebt hätte, nie hätte er sich zu so was hergegeben...“ Eine andere: „Mein armer, armer Mann! Gestern hat er gesagt, wenn ich zur Heimwehr zwingen, dann bin ich fertig. 20 Jahre bin ich da, zum Fortgeh'n bin ich zu alt. — Alte, dann suchst du in der Hölle! Mein Gott, mein Gott, was wird das noch werden.“ Schichtfreie Vertrauensmänner beruhigten die Frauen und redeten ihnen ein, daß genau so wie der Krieg auch der Heimwehrrummel enden müsse und daß auch der Direktor noch draufkommen werde, von welchen Leuten er beraten ist. — Wir werden es nicht gut sein lassen, daß es zu spät ist.“

Beim Eintritt der Dunkelheit erschollen Hornsignale, Kommandorufe, Aufstellung. Kilometerweit war an beiden Seiten der Hölle alles mit Gendarmerie überschwemmt. Das Versammlungslokal war bis zum Aufmarsch der Heimwehr gefüllt. Rundherum wimmelte es von Bajonetten. Gendarmen beanständeten jeden, der ein zweitesmal die Straße, die Bezirksstraße (!) passierte.

Endlich dumpfes Schrittergeräusch. Die Heimwehren. Voran eine Anzahl Viererreihe Gendarmen. Vorher eine Gendarmemotorradabteilung. Dann die Mannen, zirka 300 Stück, links und rechts flankiert von Gendarmen. Dann wieder Gendarmen. Bei jeder Zugangsstraße starke Gendarmenabteilungen mit gefälschtem Bajonett. Mancher der Gendarmen stuchte und kam sich lächerlich vor. Als die Versammlungsteilnehmer zum Eintritt aufgerufen wurden, schauten sich die Gendarmen verdutzt an: Wegen der paar Mandeln? Es waren keine 25 Mann und eine alte Frau über 70, davon wohlgezählte 10 Personen aus der Ortschaft Böhlerwerk, etwa 12 bis 14 Personen aus der Ortschaft Gerstl, fast durchwegs Angestellte, ein Bauer, zwei Knechte. Auch der rote Bürgermeister war zu sehen, der wahrscheinlich auf seine letzte Stunde wartete und sich nach dem ersten Akt entfernte. Ferner waren unter den Versammlungsteilnehmern noch drei Genossen zu finden, die bei diesem Schauspiel Zeuge sein wollten.

Dann erhob sich Seeger, räuperte sich, unterdrückte die angenehme Erregung ob der vielen Heilrufe, verlas die vielen erschienenen Honorationen und erteilte dem Herrn Arbeiterkameraden Lenggauer das Wort. Am Beginn wollte sich dieser mit Karl Marx auseinandersetzen; da aber dies gar nicht gehen wollte, schimpfte er über die Juden, über die jüdischen sozialdemokratischen Arbeiterführer natürlich. Wahrscheinlich deshalb weil dies die einzigen Juden sind, die die Heimwehr nicht fördern. Wie sagte doch der Donawitzer Arbeiter Lenggauer zunächst: „Wir wollen keine Di-

tatur, keinen Bürgerkrieg, sondern wahre Demokratie!“ Und was sagte er fünf Minuten später? „Wenn das Parlament in vierzehn Tagen nicht weiß, was es zu tun hat, dann hat die Heimwehr nur mehr eine Forderung: daß es heimgehe.“ — „Dann kommen die Bataillone des Heimatbüchses und jagen es heim.“ (Wahre Demokratie!)

Er hat auch den Mut gehabt, zuzugeben, daß er einmal Sozialdemokrat war. Aber warum hat er verschwiegen, daß er einmal Kommunist und daß er einer der extremsten Putschisten war? Und wie entsetzt schrie er in den Saal: „Wissen Sie, was eine Diktatur des Proletariats bedeuten würde?“ Er fand keine Worte dafür. Hat er in Böhlerwerk keinen Genossen von der R. P. gesehen, der mit ihm am R. P.-Beratungstisch zusammen gesessen ist? Aber wann hätte er auch einen gesehen sollen? Beim An- und Abmarsch standen die vielen Gendarmen und im Saal die mitgebrachten Kameraden vor dem Licht.

In seiner Rede wendete sich Lenggauer wiederholt an die „Böhler-Arbeiter“. Dabei waren von Böhlerwerk genau gezählte sieben Böhler-Arbeiter und davon waren drei stamme Sozialdemokraten oder — mit ihm zu reden — drei, die ihn „bespielen“ wollten, und unter diesen dreien war wieder einer, der ihm hätte sagen können, daß er sich den Sozialdemokraten im Jahre 1917 nicht ab, sondern erst zugewendet hat. Alle übrigen, sehr geehrten Anwesenden waren mitgebrachte Heilrufer in Zivil und Uniform. Aber nein, es waren auch noch andere da, die verlesen und sodann der Reihe nach beheilt wurden. Das waren die Gottsbersten, Fabrikdirektoren, Oberingenieure, Betriebsleiter. Die übrigen „pflichtgemäß“ erschienenen Angestellten waren scheinbar nicht wert, daß man sie verlesen hätte. Die mußten die „sehr geehrten Arbeitskollegen“ des Herrn Lenggauer darstellen, weil diese „seigerweise“ nicht gekommen sind. Sie mußten im letzten Moment als „Arbeiter“ ersatz einspringen, damit der Herr Dr. Ortsführer aus Kapfenberg — welcher sich restlos dieser Volksbewegung zur Verfügung stellt — nicht umsonst gekommen ist. Dem seine Zeit ist bemessen und man darf nicht glauben, daß seine ausführlichen Reden auch so schnell geschrieben sind vorgelesen sind. Er muß beim Schreiben dieser Rede sehr viel Schlaf geopfert haben — wie man an den gähnenden Gesichtern der Zuhörer feststellen konnte. Damit die Hörer sich nach dieser Rede durch Bewegungsmachen etwas erfrischen konnten, wurde eine Pause von 10 Minuten eingeschaltet.

Nach der Pause nahm die Versammlung einen schnellpolkähnlichen Verlauf. Warum? Da wurde nämlich die Ortsgruppe gegründet. Wie geschah dies? Der Ing. Lariß wurde unter vieltausendfachen Heilrufen zum Obmann gewählt. Von wem? Von den neu beigetretenen Mitgliedern? Ach nein! Von den auswärtigen Heimwehrmännern aus Weyer, Ybbis, Döping, Waidhofen, St. Georgen usw. — Mitglieder sind noch keine da! Die können sich beim neuen Herrn Obmann melden. Wie wird das Anmelden der neuen Mitgliedschaft vor sich gehen, Herr Obmann? Wir können es uns genau ausdenken!

Raffen Sie aber auf, daß beim Knicken der Charaktere keiner mit Tod abgeht. Denn lieber wird der eine oder andere sich eine Kugel durch den Kopf jagen, als seine Ueberzeugung wechseln. Herr Obmann, ermahnen Sie auch den neuen Gemeinderatskandidaten (welcher über „ausdrücklichen Wunsch“ und vieles Drängen vieler Angestellter kandidiert), daß er nicht so viel Versprechungen macht. Denn einen muß er ein, daß er eigentlich „schon Angestellter ist“, dem andern macht er Hoffnungen darauf, jenem macht er Hoffnung auf eine Wohnung, bei dem Alten läßt er durchblicken, daß ihnen eine Pension der Firma gut anstehen würde. — Wir fürchten, daß die Firma einmal schwer in Verlegenheit kommen wird, wenn die Entlohnung dieser Versprechungen einmal gefordert wird. — Herr Obmann, machen Sie den Herrn aufmerksam, daß es auch normal veranlagte Menschen gibt, die die Treue als keinen leeren Wahn betrachten und Menschen, die ihre Ueberzeugung nicht wechseln wie ihr Hemd, auch dann nicht, wenn er im kassenfreundlichen Ton wohlwollend andeutet, daß seine Meinung auch die Meinung der Firma ist und traurig hiebei bemerkt, daß es ihn auf Grund der jahrelangen Bekanntschaft überaus schmerzen würde, wenn aus der Weigerung eine Entlassung zustandekommen würde.

Dem Herrn Direktor Töpsl aber rufen wir in Erinnerung, daß er bei seinem Amtsantritt gelobte, im Geiste des verstorbenen Direktors Waldecker weiterzuarbeiten, sein stolz aufgebautes Werk fortzusetzen zu Ruh und Frommen seiner Firma und der Belegschaft. Wenn Sie, Herr Direktor, gewohnt sind, Wort zu halten wie es bei aufrechten deutschen Männern zu sein pflegt, dann identifizieren Sie sich nicht mit Leuten, die darauf ausgehen, die Belegschaft zur Gefinnungslumperei zu zwingen, sondern lassen Sie jedem Ihrer Untergebenen jene Ueberzeugung, die sie im Herzen tragen. Mit gebrochenen Charakteren werden Sie Ihr Ziel — unser Werk hoch und höher zu bringen — kaum erreichen!

Noch, Herr Direktor, glauben wir nicht, daß all das, was in Ihrem Namen getrieben wird, auch in Ihrem Auftrag geschieht. Noch glauben wir, daß Sie zu gut sind, zum Werkzeug der Herren Aigner und Konsorten degradiert zu werden. Noch glauben wir, daß Sie der Leiter unseres Werkes sind und uns aufwärts führen wollen. Halten Sie es für gut, daß so wie am 8. Oktober der Welt vorgetäuscht wird, daß Ihre Mitarbeiter wie Verbrecher behandelt und bewacht werden müssen? Die Belegschaft hat während des jahrzehntelangen Bestandes unseres Hauses tausende Versammlungen abgehalten, ohne daß ein einziger Gendarm Grund zum Einschreiten gehabt hätte. Begreifen Sie den Ausschrei, den furchtbaren Schreien, die vielen, vergossenen Tränen von Greisen und Frauen, als die 300 Mann Gendarmerie einmarschierten und unseren lieblichen Ort in ein Feldlager verwandelten? Herr Direktor, wir sind nicht nur stolze Oesterreicher, wir lieben unsere engere Heimat über alles, und zwar ohne den sogenannten Heimatbüchse!

Stadt- und Landpoit aus der Eilenwurzten

Amstetten. (Flaggengala.) Der Gastwirt Papa Dollfuß ist ergrimmt, weil wir an die Teilnahme seines Sprößlings am Böhslamer St. Michaelstreffen eine für sein „Ansehen“ recht unangenehme Reminiszenz geknüpft haben. Der „Gerechte“ hat uns Raten dafür Rache geschworen und zieht nun gegen uns mit einer gar stolzen Fahne, nämlich dem Schankfahnen, welcher der grünweißen Heimwehrfahne an Ehrwürdigkeit gleicht, ins Feld. Wie der Ruckuck oder das Wettermandl beim Stundenschlag einer Schwarzwälderuhr, so stürzt Papa Dollfuß aus seinem Wirtshaus heraus, sobald ein Heimwehrauto vorüber fährt. Stolz schwingt er den Schankfahnen in heldenhafte erhobener Hand und brüllt sein hierheres „Heul“ den Heimwehren zu. Das ist nämlich seine Rache und seine niederstimmernde Demonstration gegen uns.

Am Samstag, den 5. September bot sich den Passanten der Wienertraks ein recht

heiteres Bild. Es fuhrn diverse Autos, befrachtet mit Hahnenschwänzen, welche für den Salzburger Heimwehraufmarsch bestimmt waren, durch die Wienerstraße. Papa Dollfuß stürzte von seiner Schankpudel hervor und auf die Straße heraus, schwang seinen Fegen, daß es nur so staubte und brüllte sein „Heul“ in die verunreinigten Lüfte. Mit dem stolzen Gefühl, ein gar großes und patriotisches Werk vollbracht zu haben, kehrten er und sein Fegen dann wieder ins Wirtshaus zurück. Das heißt, sie wollten nur. Kaum, daß Papa Dollfuß aber in der Einfahrt war, kam die Wienerstraße schon wieder ein anderes Heimwehrauto herauf. Gewandt wie ein torkelndes Bierfaß riß sich Dollfuß herum und stürzte wieder von neuem mit indiantischem Heilgeschrei und wehender Schankflagge den Waffenbrüderlein entgegen. Schade nur, daß nur einige und nicht etwa dreißig oder vierzig Heimwehrauto an diesem Tage Amstetten passierten. Wäre das possierliche

Spiel so fortgegangen, hätte Amstetten abends gewiß einen erhebenden Anblick gehabt: Ein herbender Heimwehrkrieger, noch im Lode seine Fahne, den Schankfahnen, unklammernd, ein Bild, an Größe ähnlich dem des Leonidas an Thermopylenpaß...

Wer weiß aber, ob das heutige einverne Geschlecht selbst vor solcher Größe Respekt empfunden hätte. Es hätten sich gewiß lose Mäuler gefunden, die behauptet hätten, eine Uhr, bei welcher das Wettermandl oder der Ruckuck statt stundenweise fortwährend herausspringt, muß mindestens „A Radl z' viel“ haben und zur Uhrenfirma Autengruber und Luz nach Mauerdehling in Reparatur gegeben werden.....

Amstetten. (Flugzeug-Rotian-dung.) Um 1 Uhr mittags, am 4. Oktober, ging das Reklameflugzeug der Firma „Rinso“ und „Luz“ auf einer Wiese beim Levingbach, hart bei Eisenreich-Dornach, infolge Benzinmangels nieder. Nachdem

es „gepeist“ ward, setzte es seinen Flug nach Linz fort.

Euratsfeld. (Vom Verkehr.) Neben dem zweimaligen Postautoverkehr mit Amstetten, hat die Verkehrs-gesellschaft „Lobeg“ auf der Straße Steinakirchen-Amstetten gleichfalls den Verkehr und zwar dreimal täglich aufgenommen, so daß Euratsfeld eine täglich fünfmalige Verbindung mit Amstetten besitzt.

Bezirk Ybbs.

Neumarkt a. d. Ybbs. (Brand.) Mittwoch, den 9. Oktober brach, vermutlich gelegt, um Mitternacht in der mit Ernte reichgefüllten Scheune des Gasthaus- und Wirtschaftsbefizers Weginger ein Brand aus, dem das ganze Objekt und die eingelagerten Vorräte zum Opfer fielen.

Glücklicherweise konnte der Brand durch die Feuerwehren von Neumarkt, Umstetten, Blindenmarkt, St. Georgen a. D., Ferschnitz und Kemmelbach lokalisiert und so größerer Schaden verhütet werden.

St. Martin a. Ybbst. (Der Aufschrei des Getroffenen.) Herr Fleischhändler hat selbst oder durch einen willfährigen Lobschreiber eine — daß Gott erbarm! — Erwiderung auf unseren jüngsten St. Martin Artikel in die „Ybbstal“ und „St. Pöltner-Zeitung“ einreichen lassen. In dem langen Gefummel, das wahrlich nicht die Beachtung ernster Leute verdient, ist nur folgendes interessant. Herr Fleischhändler gesteht, daß er trotz des scharfen sozialdemokratischen Angriffes uns Sozialdemokraten in einer Wählerversammlung ein Mandat auf seiner Liste angeboten hat, wozu ihn gewiß nicht Liebe, sondern Furcht vor unserer Kandidatur getrieben hat. Unsere Vertrauensmänner haben dieses Angebot aber abgelehnt, weil sie im Sinne der Partei lieber im Wahlkampf leer ausgehen wollen, als sich ein Mandat schenken zu lassen. Wir Sozialdemokraten haben eben einen höheren Begriff von Charakter, als er bei Herrn Fleischhändler und seiner Partei zu finden ist.

Das zweite, was an der kläglichen Erwiderung interessant ist, ist das Einbekenntnis, daß man im Hause Fleischhändler tatsächlich an eine Erbfolge hinsichtlich des Bürgermeisterspostens denkt. Die Erwiderung nennt diese Erbfolge verschämt „einen Anstand, der aus der monarchistischen Zeit in die Republik herübergerettet wurde“. — Nun gut, uns kann dies nur recht sein, wir Sozialdemokraten werden bei solcher Erbfolge recht gut gehen und schließlich werden wir, sind wir mit der Dynastie Habsburg fertig geworden, auch noch mit der Dynastie Fleischhändler fertig werden.

Einen guten Anfang werden wir zweifelsohne schon am 10. November machen, an welchem Tage erstmals auch die Sozialdemokratie im Gemeinderat von Sankt Martin vertreten sein wird. Das wird aber nur ein Anfang sein; wir werden uns vermehren und an Macht zunehmen, die anderen werden aber allmählich ihr hohes Ross, das sie bisher ritten, dem Schinder überlassen müssen. Das wolle Gott!

Neuhädel a. D. (Wechsel im Heimwehrkommando.) So abgelegen von der Welt unsere Gegend auch ist, so vollziehen sich doch „große“ Dinge. Sonntag, den 22. September, fand in Drimmüllers Gasthaus in Judenhof unter der Leitung des Herrn Bürgermeisters Rosenhaller eine unangenehme Versammlung für die Heimwehr statt. ... war, da selbe ohne Teilnehmer blieb und jene, welche zufällig vorüber kamen, sich auch nicht einschreiben ließen. Den anstrengenden Bemühungen des Herrn Oberlehrers Karas ist es aber doch gelungen, eine gewisse Anzahl halbreifer Burschen für die Heimwehr zu begeistern, aber diese Gesellschaft scheint sehr unbedeutend zu sein. Da die Funktionäre öfter wie ihr Hemd gewechselt werden, so hat nun gar der Herr Oberlehrer das Kommando an den Lehrer Müller verloren. Es ist dies derselbe Müller, den wir in Eiferer als Parteigenossen kannten, als er noch als gewöhnlicher Gumpel am Erzberg schuftete. Die Zeiten ändern sich eben. Vielleicht zieht ihn das vorstehende Beispiel so an, vielleicht möchte er im Alter von 28 Jahren auch schon Oberlehrer sein.

Fregenslein. (Wie man die Arbeitslosigkeit behördlich fördert!) Viele konnten sich im heurigen Sommer nicht enträufeln, warum die Arbeitslosigkeit so hartnäckig anhält; dabei konnte man aber Zeuge sein, wie die anderen bis zu 16 Stunden schufteten.

Die Stromableitung Grein ließ die Ufer der Donau stellenweise mit Mauersteinen gegen Unterwässerung sichern. Die Arbeiter mußten die Steine verladen und am Bestimmungsort wieder ausladen, eine sehr schwere Arbeit, wobei sie von 5 Uhr früh bis 9 Uhr abends schufteten. Es mag ja sein, daß sie bei einem solchen Akkord schon verdient haben, aber der Mann hat in kurzer Zeit seine Kräfte verbraucht. In dieser Arbeitszeit und bei solcher Leistung wären gerade zwei Schichten am Platze. Es wäre noch zu begreifen, wenn die Stromableitung nicht eine vom Bunde erhaltene Institution wäre und bei uns nicht der Achthundentag gesetzlich eingeführt wäre. So wird von den staatlichen Stellen die Arbeitslosigkeit künstlich gefördert.

Sarmingstein. (Waldbrand.) Samstag, den 5. September nachmittags brach nach dem Passieren des Greiner Juges durch Funkenflug in der Gruberteile bei der Ortschaft Glogwald, Gemeindegebiet Waldhausen, an zwei Stellen ein Waldbrand aus, der sich in Kürze auf eine

Fläche von etwa zehn Joch verbreitete. Dem Einschreiten der Feuerwehren von Sarmingstein, Nöckling, St. Nikola und Grein ist es zu danken, daß der Waldbrand ohne übermäßigen Schaden rasch lokalisiert werden konnte. Bei der Aktion wurde der Feuerwehrmann Franz Temper aus Sarmingstein durch Steinschlag an der linken Schläfe verletzt.

St. Nikola. (Die männliche Frauenleiche.) In St. Nikola im Strudan wurde vor zwei Monaten eine bis zur Unkenntlichkeit entstellte Leiche aus der Donau gezogen und als Frauenleiche beerdigt. Nun hat sich vor 10 Monaten ein Eisenbahner auf der Linzer Donaubrücke durch einen Schuß entleibt, so daß er in die Donau fiel und fortgetragen wurde. Die Frau desselben bekam keine Pension, da sie keinen Totenschein vorweisen konnte. Sie suchte begreiflicherweise überall und ihre Nachforschungen erstreckten sich auch auf die in St. Nikola bestattete „Frauenleiche“, deren Exhumierung vorgenommen wurde. Und siehe da: Das Gebiß, welches jener Eisenbahner seinerzeit zu Hause ließ und welches die Frau mitbrachte, paßte genau in das Kiefer der Leiche und ebenso trugen die Eheringe die gleiche Gravierung, so daß es offenbar ward, daß die unbekanntene Frauenleiche in Wirklichkeit der Leichnam des erschossenen Eisenbahners ist. So kam die Frau wenigstens zu ihrer Pension.

Bezirk St. Peter.

St. Peter in der Au. (Bezirkskonferenz.) Sonntag, den 13. Oktober, tagte hier die Bezirkskonferenz. Als Vertreter des Kreises konnte Obmann Büchler den Genossen Reitmaier aus St. Pölten begrüßen, der in einem ausführlichen Referat auf die Bedeutung der Gemeindevahlen in Niederösterreich hinwies. Diese Wahlen müssen aller Welt sichtbar demonstrieren, daß unsere Partei auch in dieser schwierigen Zeit, die Fähigkeit besitzt zu wachsen, die Massen des Volkes für die Ziele des Sozialismus zu begeistern. Diese Wahlen müssen aller Welt klar zeigen, daß die Arbeiterschaft nicht gewillt ist, ein Quentchen ihrer staatsbürgerlichen Rechte preiszugeben. Die Führer der Heimwehren wollen statt freie Menschen wieder Unfreien, die sich fügsam wieder zum Kriegsspiel gebrauchen lassen. Die sich wieder in Viehwägen an die Front verfrachten lassen, 46 Mann oder 6 Pferde. Wir wollen ein geistig freies, ein mündiges Volk. Wir sind schon mit anderen Mächten fertig geworden, wir werden auch mit dem Heimwehspuk fertig werden. Nach längerer Debatte wurden die Wahlvorschläge der Lokalorganisationen genehmigt. Gen. Reitmaier referierte dann über den Aufbau und inneren Ausbau des Schutzbundes. Jeder mehrjährige Genosse hinein in den Schutzbund. Das ist die Parole und unsere Antwort auf die öden Provokationen der Heimwehr. Nach fünfstündiger Dauer schloß Gen. Bezirksobmann Büchler mit Dankesworten diese wichtige Sitzung.

St. Peter in der Au. (Dankagung.) Am 9. September feierte Michael Niedberger mit seiner Gattin Elisabeth, das Fest der goldenen Hochzeit. Die von allen Seiten aus diesem Anlaß überreichten Glückwünsche setzen die Jubilare außerstande, jedem einzelnen zu danken. Aus diesem Grund sei hier nochmals allen Teilnehmern an der Feier, wie auch denen, die von fern die Glückwünsche überbrachten, herzlich gedankt.

Wachbach-Markt. (Wahltheater.) Dieser Tage bekam jeder Wachbacher Wähler hektographierte Briefe zugesandt, in denen Herr Direktor Gutschmied im Auftrage des Wahlkomitees der „Einheitsliste“ zum Besuche einer allgemeinen Wählerversammlung beim Nagl aufforderte. Auch die Sozialdemokraten erhielten diese Briefe, obwohl sich Herr Gutschmied erkreichte, sie als „Banditen“ zu bezeichnen, weil sie sich beziehungsweise unser Sekretär einer kranken, entlassenen Arbeiterin der Molkerei angenommen haben und Herr Gutschmied das gesetzliche Entgelt bezahlen mußte. Wenn man so einen Selbstmensch bei dem „Heiligsten“ angreift, nämlich bei dem Selbstsack, verliert er vollständig die Besinnung und mit der Klassenharmonie auf „völkischer“ oder „ständischer“ Grundlage, wie der neue Schmah heißt, ist es Essig. In diesem Briefe an die Wähler heißt es so schön, daß man „fern von allem politischen Getriebe eine Aussprache über gemeinsame Zusammenarbeit pflegen will“. Was ist denn, bitte schön, die Einheitsliste? Doch sonst nichts anderes als der großdeutschnationalsozialistische Rudekmudel, geboren aus der schlotternden Angst vor dem Umwachen der Sozialdemokratie. Fern von der Politik!

Schöne Phrasen um die arbeitenden Schichten zu entziehen und einzuschläfern. Versprechen doch die Heimwehrführer den Arbeitern, ihre sozialen Rechte gewiß nicht anzutasten, wenn es Gott gäbe und sie zu Herrschaft kämen, andererseits aber gehen sie bei den Bürgerlichen mit dem Schlagwort hausieren, die sozialen Lasten seien unerträglich und das erste wäre ihre Abschaffung, wenn sie zur Macht kämen. Sie machen es wie das Bäckerweib, das am Neujahrsmorgen jedem Einwohner ein langes und gesundes Leben wünschte und zum Schluß dem Totengräber, der am Ende des Ortes wohnte, wünschte: „Jeden Tag eine Leich!“

Jeder denkende Arbeiter durchschaut diesen öden Wahlschwundel und beherzigt das Wort unseres unvergeßlichen Schuhmehler: „Nur die allergrößten Käiber wählen ihre Mehger selber!“

Wachbach Markt. (Weinlesefest.) Vergangenen Sonntag fand im Gasthaus Füller ein Weinlesefest unserer Partei statt, das einen sehr schönen Verlauf nahm und äußerst gut besucht war. Es wurde flott getanzt und auch die Trauben fanden reizend Absatz und hatte die „Polizei“ alle Hände voll zu tun, um alle Arrivierten zum Bürgermeister zu führen, der „ohne Milde“ seines Amtes waltete. Unserem rührigen Frauenkomitee, insbesondere aber den vielen wackeren Genossen und Genossinnen von Bruckbach, Kematen und Mauer die durch ihren Besuch ein Zeichen ihrer proletarischen Solidarität gaben, sei nochmals herzlich gedankt! Freundschaft!

Bezirk Haag.

St. Valentin. (Heimwehraufmarsch.) Unter Ausschluß der Öffentlichkeit wurden Sonntag die Wimpel der Walseniner Heimwehr geweiht. Der mit so großem Tamtam angekündigte Aufmarsch war ein kläglicher Verfall. Statt der 5000 Mann sind ganze laufend gekommen und wenn die nicht aus allen Bekleidungen zusammengetrommelt worden wären, so hätten die „Heerscharen“ in dem nächstbesten Wirtschaftshaus Platz genügen gehabt. Großmühsam wie die Menschen einmal sind, haben sie auch einen Lautsprecher aufgestellt, der das Gebödel der Herren Heß und Maierhofer den nicht erschienenen Massen verkünden sollte. Einige Zuhörer konnten es sich nicht verkassen, den Herrn „General“ an die Zeit zu erinnern, als er sie im Krieg anbinden ließ. Diese Erinnerung verbreitete zuerst Ersauern unter den Anwesenden und wurde mit der Ausweisung des Kriegskameraden des Generals vom Festplatz erledigt. Es ist auch nicht angenehm, wenn man sich so durchaus als Menschenfreund und Schützer gebärdet, daran erinnert zu werden, wie man sich im Krieg benommen hat, als so ein Sauhund vor Hunger die eiserne Nation angegriffen hat. Der Eroberer Österreichs aus Wagram hat von der Amme keinen Ausgang bekommen und hat daher nur einige Autos mit seinen „Jägern“ mit Stahlhelm zur Aushilfe gesandt. Wie schon erwähnt, nahm der größte Teil der Bevölkerung keine Notiz von dem Rummel. Dort wo es der Fall war, führt es zu Unstimmigkeiten in der Familie. So in dem Gasthaus gegenüber der Bahn, wo der Wirt und seine Frau in Streit gerieten wegen der Beflaggung. Der Herr Stationsvorstand hatte selbstständig nichts einzuwenden, daß einige Fenster am Bahnhof bekränzt waren, da der Schmuck auch ihm galt, der in der Wehruniform mitfahrgierte. Wir erwarten, daß er am 1. Mai auch nichts dagegen hat, wenn am Bahnhof die Fahnen flattern. An die Direktion Linz werden wir noch die Anfrage richten wer die Erlaubnis gegeben hat, daß der Aufmarsch die Magazinsstraße benützen darf. Wir wollen nur noch zweier braver Proleten Erwähnung tun. Die Bahnarbeiter Käßler und Müller, welche Musiker sind, wurden aufgefordert mitzuspielen, da sie sehr schwer zu ersehen waren. Trotz der außerordentlich guten Bezahlung, welche ihnen angeboten wurde, haben sie es abgelehnt und damit ihrer Verachtung für die ganze Sache Ausdruck gegeben. Dieses Beispiel wird Vielen zur Nachahmung empfohlen.

Markt Haag. (Unser Heimwehrschauspieler.) Haag lacht sich weidlich aus, seit der Artikel über den Eisreiter und Bärenkämpfer Fortsmayer gelesen ward. Heute wollen wir den Herrn Fortsmayer von einer weniger lustigen Seite zeigen. Ihn ist nämlich der „Fürsch“ Starhemberg offenbar in den Kopf gestiegen, denn auch er versucht es, Leute für die Heimwehr mit klingender Münze zu kaufen. Mit 200 Schilling wollte er am 2. Oktober in seinem Gasthaus buchstäblich einen Eisenbahner für die bieses Heimwehr kaufen, er

hat aber nicht mit der Charakterfestigkeit, die ihm selbst fremd zu sein scheint, gerechnet. Er blühte ab. Er möge zur Kenntnis nehmen, daß er wohl Schweine und Ochsen zu kaufen, zu verhandeln oder zu schlachten vermag, daß aber Eisenbahner zu gut sind, das Schicksal von Schweinen und Ochsen zu teilen. — Nur die allerdümmsten Käiber wählen ihren Mehger selber!

Landgemeinde Haag. (Sittenverfall.) Wir haben in unserer letzten Nummer über jene Heimwehriebe Stefan Grünbling berichtet, der, um eine reichere Bauertochter heiraten zu können, an seiner früheren, von ihm geschwängerten Geliebten einen Mordversuch unternommen hat und dem Gerichte eingeliefert wurde. Der Fall zeigt deutlich auf, daß die Entfittlichung am flachen Lande viel größer ist als in den „Sündenabeln“ der verschiedenen Städte und wie niederträchtig es ist, für jede Entfittlichung einfach die „Koten“ verantwortlich zu machen, die leider in unseren Landgebieten noch fast gar keinen Einfluß auf die Erziehung besitzen. Oder magt es jemand, die „Sozi“ auch für die gräßliche Tat jenes unseligen Heimwehmannes verantwortlich zu machen? Magt es jemand, die geringe sittliche Festigkeit der Brautmutter den Sozi anzulasten, der Brautmutter, welche den Herrn Kooperator Dillinger bat, er möge dem Grünbling die Beichte abnehmen und ihm die Tat verzeihen, damit er ihre Tochter heiraten könne? Spricht aus der Meinung, daß die abgenommene Beichte das Verbrechen vollends ungeheuer machen würde und der verhinderte Mörder wieder ein Ehrenmann sei, dem man seine eigene Tochter gerne und möglichst bald anvertrauen will, nicht eine viel größere Unmoral, als sie je ein Glaubensloser begehen würde? Gewiß ja! und darf man einem Menschen, auch wenn er sich zum Aertzen verirrt, menschliche Nachsicht und Verzeihen dauernd nicht weigern. Man braucht ihn aber deswegen durchaus noch nicht weiter zum Schwiegerohn wollen, dem man sein eigen Kind sofort nach so gräßlicher Tat in die Arme führt.

Bezirk Waidhofen a. D.

Waidhofen a. d. Ybbs. (Sensationsn.) Waidhofens Spektakel groß. Teils diebstahl, teils außerdem. Jedoch der Haupt„Zorn“ richtete sich gegen das Leib- und Magenblatt aller geistig Indolenten, gegen den Boten. Es ist ja auch klar. Da muß man ein sündteures Geld fürs „Bötle“ hinausschmeißen, und dann liest man erst wieder wortwörtlich, was die „Freiheit“ und die „Heimwehrzeitung“ schon vor Wochen als „geistige Produkte“ an ihre unterschiedlichen Leser abgelagert hatte. Die „Stimmertel und Schweigerl“ des Boten dachten sich jedenfalls „Omen est Nomen“ und fasten ihre Namen zu wörtlich auf. Darum der Groll aller „Intelligenzler“ gegen den „Boten“ und darum die Besprechung unter dem Titel „Gschagn muach mos“. In dem niedlichen Aufsatz in der letzten Nummer des Boten hat man der Eisenwurzen einige Ratsschläge erteilt, und wir sind schamlos genug, diese Ratsschläge des Boten zu befolgen. Ein Griff in unseren „Gittkasten“ und....

Da war einmal ein Heimwehraufmarsch in Waidhofen. Und unter Zustimmungsgedrüll aller Anwesenden verkündete ein Herr (im Volksmunde wird er Revolver-Gdt genannt): „Nicht nur daß uns die verjudete Sozialdemokratie schamlos terrorisiert, nein sie wollen uns auch Moral und Religion rauben!“ Und siehe, als später zwei wackere Heimatssöhne auf dem Heimweg waren, entwickelte sich folgender Dialog:

„Also Recht hat er g'habt. — Wer? — Na der Revolveredil. — Wegen der Religion? Na freilich, die ham eahm ja die Rotn graubt, de Lumpn. Leht geht mir a Liacht auf, deswegn hobn i a no nia in der Kirchn gsegn. No und des mit der Moral, hot er do leicht den Kloan vo der Sporkassa gmoant? Ah so den? Na ja, dem hobn ja a die Rotn d'Religion graubt und d'Moral no dazu. — Der arme Teuff, jekt was i a, warum er ercht so lang mit der oan gschpeanzt hat und si nocher scheibn hot lossn, jo wen eahm d'Rotn die Moral graubt, ham, nacher is ka Wunder. No und is des wahr, daß der Signalmasta vo der Bahn narrisch murn is? Der is ja mitten unter der Dienstzeit in sei Signalkammerl grennt, hot an röstigen Sabel gnommen und hot alleweil umaranandagsucht damit. Er soll si einbildt ham, er is der Sankt Michl, der den Drachn tötn muß. No, was an Mensch'n als zaustrohn kann. Vielleicht is des vo di Stahthelm kemman, do san eh a poor umgafaln, und den Langn vom Ewerk, no du nocht do, der Lange der de Burgermoartochter gheirat hat, damit er zu an Botn kemme is.

der hat a Würdsbluatblodern am Schädli ghabt, so hatn der Helm druck. — Leicht si sowas aufs Hirn schlogn kunn. — U bei dem braucht ma si net fürcht, do sogns ollweil, der hot e kans. Oba funst san ma ganz fesch beinanda, hunders d' Zeller. Schau der amol insere zwa Gfüllin vo der Zell an, der Heilpuher und den Franzl, den „Eisernen Mann“, an iader is so zaudürr, daß er an dreifachn Ueberschwingung braucht, weils an oafochn zwegn die „Sozialen Lasten“ neama zammbringn. Der Heilpuher wird etz nochn Marsch auf Wien Minister gegen die Arbeitslosen, und der „Eiserne Franzl“ wird Direktor vo der Hypothekenkündigungskommission.

No und der Papierheinerl vo der untern Stadt is ja a wacker mitmarschirt. Ah, des is der, den die Großdeutschn zum Händaufzoagn in den Smarat gwählt ham? Sojo der is, der muß jekt a unter dem roten Terror leidn, weil eahm a so dalkterter Kriegsinvalid mit 80 Prozent sei Trafik hat nehmen wolln.

No und kriagt der Pulverfranzl no ollweil a Geld vo der Sporkassa? Er is jo durtz Direktor. Ah wos denn! Den hams scho lang aufgiglahnt, und ietz kriagt d' Sporkassa no ollweil a Geld vo eahm! Oba der Loschi soll 800 Schilling kriagt ham? Ah der hat ja grad 400 Schilling uirigs Johr kriagt, grad Hälfte vo dem, wos der Monstcheinfranzl und der glaugerte Adokat kriagt ham, und der Loschi, der blöde Kerl, hat seine 400 Schilling den rotn Kinderfreundn geben!

Mei Gott, wie da de Rotn dumme san, do san unsere Leit do weit gschidter, de redn net viel, und schiabns Geld schee stad in ihren Sack.

Es is oba do wos von 800 Schilling kein Loschi grebt murn? Do werns jedensfalls die 400 Schilling dazugrechnet hamme den kloan Kassier vo der Sporkassa, den Herrn Paupperl bei der Revision in der Kassa gschikt ham! No, des war eh ka Wunder, wann si der Paupperl irrnt, der hot jo mit uns Heimwehleren soviel zium, daß er sich auf sei Geschäft neama scham kann. Wie der damals den Wechsel verflurn hot, hams ja a den Verdacht ghabt, daß er do sei Mensch für d' nächste Heimwehrlübing eigwidelt hat.

Oba an oll den san bloß de Rotn schuld! Deswegn sog i ollweil, es muß a anderi Verfassung her, daß de Rotn net überall umaranandafstern kennen. Olsdann, guati Nochi Kamerad, bis aufs nächste Moll! Aber ollweil stream: Heil Heimwehr!

Waidhofen a. d. Ybbs. (Bürgerhospital oder Wanzenburg?) Die autonome Stadt Waidhofen hat ein Bürgerhospital in Verwaltung, das ihr als Stiftung zu treuen Händen übergeben wurde und unter der „treuhändigen“ Verwaltung der autonomen Stadt Waidhofen ist es mit dem Bürgerhospital heute so weit gekommen, daß es die Bezeichnung „Autonomes Wanzenhospiz“ vollauf verdient.

Es muß zugegeben werden, daß der einig ausreichende Fonds des Bürgerhospitals durch die Inflation und den Seipel-Kienböck'schen Grundsatz „Krone ist Krone“ heute zum großen Teil entwertet ist und nur noch über weniges verfügt. Daß trotzdem die Anstalten und Pflanzlinge auch noch heute eine ausreichende Pflege erhalten, danken sie lediglich dem Fleiß und der Kunst ihrer Köchin, einer Frau Heigel. Im Gegensatz zu ihr findet es der Herr Verwalter Langer des Bürgerhospitals für in der Ordnung, wenn die zur Verköstigung gelangenden Lebensmittel möglichst minderwertig sind, wie zum Beispiel voriges Jahr die verdorbenen Kartoffeln.

Hatte da der Herr Produktenhändler Leutner einen Posten verdorbener Erdäpfel, für die sich kein Käufer mehr finden ließ. Im letzten Moment gedachte der Herr Leutner seines Freundes Langer und siehe ... die Kartoffeln wurden für das Bürgerhospital angekauft. Anscheinend dachten sich die beiden Herren: Für die Ärmsten ist auch das Schlechteste gut und erst die energischsten Proteste der Köchin und eine Intervention des Bürgermeisters verhinderte, daß die Kartoffeln dem menschlichen Genuß zugeführt wurden.

Ein Kapitel für sich ist die Frau des Herrn Verwalters. Als damals die ersten Anzeichen der „Wanzeninvasion“ bemerkbar wurden und der Herr Verwalter eine bornierte Teilnahmslosigkeit bezog, keppelte die Frau „Verwalterin“: „Wos gengan denn uns die Wanzen an?“ und wieder bedurfte es erst einer Intervention des Bürgermeisters, der schließlich und endlich auch eine Desinfektion anordnete. Es war auch höchste Zeit, sonst hätten die Wanzen das Spital fortgelen. Aber auch sonst spielt sich die „Frau“ Verwalter bei jeder Gelegenheit als die entscheidende Instanz auf.

Wir mußten nicht, daß Frau Langer als Verwalterin des Bürgerhospitals bestellt ist,

unseres Wissens nach ist es der Herr Langer. Wenn ihm aber die Arbeit zu viel ist, dann möge er seinen Posten verlassen, für den er sich ohnehin nicht eignet.

Zeit ist es endlich, daß sich die Gemeindeverwaltung des Faktums „Bürgerhospital“ annimmt und endlich nach mehrjährigem „Schlummer“ nach dem Rechten sieht, denn ihre Verpflichtung ist es, der Obhut der Gemeinde anvertraute Wohlfahrtsanstalten nicht verkommen und verdrecken zu lassen. Wenn die Herren Gemeindevorsteher es ernst mit ihrer beschworenen Pflicht nehmen, dann müßten sie im Bürgerhospital Ordnung machen und mit einer Verwaltung aufzuräumen, die ihren Dienst wo verunst und nachlässig versteht, daß für die Gemeinde nur Schaden erwächst.

Waidhofen an der Ybbs. (Richtigstellung.) Der „Boten“ von der Ybbs hat in seiner letzten Nummer im Artikel „Der Heimatschutzverband in Böhlerwerk“ behauptet, die Sozialdemokraten hätten durch Gerüchtemachen versucht, die Versammlung des Heimatschutzverbandes am 8. d. M. zu stören oder zu verhindern und infolgedessen die Behörde veranlaßt, ein größeres Kontingent Sicherheitsorgane (300 Mann) zum Schutz der Versammlung zu bestellen. Wir stellen hiemit fest, daß dieses faule Gerüde jeder Grundlage entbehrt. Es wurde in der Vertrauensmännerversammlung am 5. d. M. sowie in der großen Mitglieder-versammlung am 7. d. M. einhellig zum Ausdruck gebracht, daß nichts gegen diese Versammlung unternommen wird! Das haben auch die Herren Veranstalter der Heimwehr gewußt und es ist nur eine klare Verdrehung der Tatsachen, um die eigene Feigheit und die Verschleuderung der Steuergelder zu decken und uns Sozialdemokraten eines zu versehen.

Bruckbach. (Heiteres aus ernster Zeit.) Nachstehende Geschichte ist passiert am 9. Oktober 1929 in der Bruckbacherhütte der Firma Gebrüder Böhler & Co., A.-G. Am Sonntag, den 6. Oktober war Kirchweih am Sonntagberg und wie es immer üblich war und ist, so bekamen auch diesmal die Kinder von ihren Eltern kleine Geschenke, darunter ein Auge von seinem Vater eine Stoppelbüchse. Und wie alles einmal ein Ende hat, so war auch dieses Gewehr am nächsten Tage kaputt und unwillig schmiß es der Knabe in den Graben. Ein Arbeiter, als Spatzvogel bekannt, kommt des Weges, sieht das Gewehr und schon hat er Stoff zu neuen Spaffien. Am Tage vorher war im Schwesterwerk Böhlerwerk Heimwehrversammlung. 160 fremde, auswärtige Heimwehrmänner wurden beschützt von — 300 Mann Gendarmerie mit zwei Maschinengewehren.

Natürlich war dies auch in Bruckbach Tagesgespräch und auf einmal — o, welch ein Schrecken! — entdeckt ein teutscher Turner und „Heimwehrmann“ in der Tasche des Sozialdemokraten eine große Pistole. Hilf, was helfen kann. Er lief und lief in die Betriebs-, zugleich Werbekanzlei der Heimwehr, schnappte nach Luft und endlich kam es heraus. „Herr — Herr Kaufmann, die Roten ham Revolver!“ — „Was, wo! Hilf, H i l f e, Telephon!“ — Hallo, Hallo, zum Teufel noch einmal, Hallo, Hallo, aber Fräulein, bitte schnell Gendarmeriekommando Rosenau! — „Hier Gendarmerie Rosenau, — was jagen sie? Schnell jollen wir kommen, die Arbeiter sind alle bewaffnet? Aber, aber, ihre Arbeiter sind doch sonst sehr besonnene Leute! Sie wissen es bestimmt? Gut, werden wir uns nicht vielleicht blamieren?“ — „Nein!“ — „Gut, wir kommen sofort hinein.“ — Gendarmerie erscheint, der Mann wurde verhört: „Sie haben eine Pistole! Haben Sie einen Waffenspaß?“ — „Ich, nein, ich habe keinen!“ — „Dann geben Sie die Pistole her!“ — „Ich hab' doch keine!“ — „Leugnen Sie nicht, es ist bewiesen!“ — „Da durchzuckt es den Mann und reumütig gesteht er, daß er im Besitze einer Pistole ist. Hahnenschwanz triumphiert: „Ha, den Kerl haben wir erwisch, heraus mit der Pistole!“ Dem Arbeiter geht ein Juden durchs Gesicht und schon erscheint seine Hand mit der Pistole aus der Tasche. — Verblüffung. — „W a a s, wollen Sie uns zum besten halten?“ — „Nein, Herr Inspektor, mit dieser Waffe habe ich die Heimwehr in die Flucht geschlagen, sie genügt vollkommen!“ — Im Gesicht des Gendarmen zuckt es verräterisch: „Gehen Sie“, jagte er zum Arbeiter, „und heben Sie sich diese Waffe gut auf!“ — Verdutzte Gesichter der Hahnenschwänzer, aber „trösten wir uns“, sagte sich der Kommandant, „es ist ja nicht die erste Blamage, die wir uns holen“. Wer uns diese Geschichte nicht glaubt, dem raten wir, sich bei der Betriebsleitung der Bruckbacherhütte, Post

Böhlerwerk, anzufügen; aber bitte Rückporto beilegen, sonst könnte es sein, daß keine Antwort kommt.

Ein Arbeiter sagte diesen Vorfall in folgenden Versen zusammen:

In Bruckbach hot sie wos begeben, dös wert is, das mas sogt: ma tuat dort umananda redn, in Bruckbach homs oan klogt. Mir hom do oan, der funst nig tuat, wie umananda gossen, der hot dös Glück, 's ist wirkli wöhr und siacht bei d' Roten Woffen. Do soll mi do da Teufi holn, denkt er und spioniert, der hot im Sock a drum Pistoln, na hörn S', wie i mi fürcht. Gonz außa eam rennt er dadon und melds getreu dem Herrn: durt drunten in da Jaggelpas: durt hams, o hörn S' a Gwehr. Na, hörns, wor dos in da Kanzlei a Auflauf und a spizen. „Hallo, Hallo, gschwind Polizei, bei uns hot oana a Büchsen. Und glei dann drauf, um zwölfi, steht beim Portier durt a Schandam. den mit da Büxen wissen möcht i. Und da Portier laut glei Alarm. Nu steht a do, der arme Sünder und lost und lost, wian der vahört; Nu hörst, Marie, do legst di nieder, wos ham sie gfogt? I häit a Gwehr? Tuans nur net liagn, es is ganz sicher, Sö hobn a Woffn, tuan jas fogu; hiazt kimmt dem Sozi 's Denken wida: Nur oan Moment, mir werns glei hobn! Und richti bringt a noch an Reichertl a Trum daher, na dö ham gschaut, a Bua, der 's hot zum Kirra kriagt, der hot 's in Grobn eini ghaud. U Stoppelbüxen, müaffens wissen, wie mas zum Hund daschrocken hot. Dö zwoa ham glockt und a die andern, mit so an Trum schiaft ma koan tot. Nur ans, na hörns, wor gor so lusti, wie sich dö Herrn hom gschamt, denn mit da Stoppelbüxen daschiaft ma a koan Hahnenschwanz.

Zell a. d. Ybbs. (Sie verteilen die Haut, ohne noch den Bären erlegt zu haben!) Nachdem sich das Bürgertum des Marktes Zell glatt den Heimwehrschiffen in die Arme geworfen hat, geht es jetzt daran einen weiteren Angriff zu vollführen, nämlich den Gemeinderat zu erobern. Zu diesem Zwecke hat sich der reiner Deutsche Polenschofsky in eigener Person als künftiger Bürgermeister des Marktes Zell bereits zur Verfügung gestellt und geäußert, wenn er kandidiert, so garantiert er, daß kein einziger „Koter“ mehr in die Gemeindegasse einziehen werde. Armer Tropf! Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten.

Großer Wirbel herrscht im bürgerlichen Einheitslager. Man raust sich um die Gemeinderatsmandate, insbesondere um jene der sozialdemokratischen Partei. Sogar der Dampfdruckfröhe wurde fallen gelassen. In schonender Weise sollte es ihm beigebracht werden, auf sein Mandat zu verzichten, doch er war nicht so empfindsam und begriff die Andeutungen nicht. So mußte nun der bekannte Wink mit dem Dampfdruckfröhe erfolgen und als der Herr „Kamerad“ endlich begriff, fing er zu randalieren an und verwies auf seine großen Verdienste im bürgerlichen Lager. „Ja, bei jeder Gelegenheit habts mich ins Feuer geschickt, wenn andere Herren zu feig waren, voran zu gehen, das ist der Dank“, so donnerte der zornige Dampfdruckfröhe die Versammlung an. Der Herr Regierungsrat spielte den Beschäftigungshofrat, doch auch dieser geübte Taktiker konnte den wildgewordenen Hasi nicht mehr zurechtweisen. Vielleicht noch nie in ihrem Leben haben sich die Herren vom Hahnenschwanz so die Wahrheit ins Gesicht gesagt, wie bei der Besprechung zur Eroberung des gesamten Gemeinderates. Am nächsten Tage nach dieser Besprechung munkelten alle Tanten und Basen, daß zur Bereinigung dieser Affäre nur zwei Möglichkeiten bestünden, entweder der Dampfdruckfröhe leistet Abbitte oder die Einheitsliste muß auf einen ihrer größten Köpfe verzichten.

Nun galt es einen Ersatz für den Dampfdruckfröhe zu finden. Dies war nicht schwer, denn der Herr Polenschofsky hatte es schon lange verstanden, seine kräftigen Ellenbogen stärker zu gebrauchen wie seinen schwachen Verstand, und es scheint, daß, wenn schon — um im Jargon des Bürgertums zu reden — ein „Ortsfremder“ auscheiden muß, wieder ein anderer hereingeschneit kommt. 40 Wähler bot er mitzubringen an, wenn seine Kandidatur angenommen wird. Natürlich will er diese Wähler aus den Reihen der sozialdemokratischen Mitglieder mitbringen. Wir drücken gewiß die Meinung vieler Zeller

aus, wenn wir sagen, Hans Polenschofsky möge mit seinem freiflichtigen Wesen dorthin gehen, wo seine Wiege stand und uns mit seinen Hezereien und Händeln in Ruhe lassen.

Schwarzenberg bei Ybbitz. (Der Wahltag nacht! Als die Vertreter der christlichsozialen Partei sich beim Herrn Bürgermeister — in seiner großen Stube — zur Namhaftmachung der Gemeinderatskandidaten versammelt hatten, ergriff als erster der Herr Bürgermeister in seiner Bescheidenheit zu den Vorschlägen das Wort. Dies war deshalb notwendig, weil das Vertrauen gegen ihn in seinem eigenen Lager schon sehr stark erschüttert ist. Erschüttert durch die guten Beratungen, welche er der „Schwarzenbergbäurin“ angebotener ließ. Es hieß also, das Vertrauen wieder rückzugewinnen und er meint, dies ginge am besten dadurch, wenn er gewaltig gegen die Roten loszieht. Alle Anwesenden werden dann überzeugt sein, daß der „Spiegelbauer“ der richtige Mann ist. Aber die Schimpfsrede hatte nicht den gewünschten Erfolg, denn seine Vorschläge, wer in den Gemeinderat von Schwarzenberg kommen soll, wurden nicht so ohne weiteres zur Kenntnis genommen. Seine Absicht, eine kleine „Erbdynastie“ in der Gemeinde Schwarzenberg zu errichten, mißlang. Denn einer seiner ersten Anträge: „Da unten beim Personalhaus in der Steinmühle, brauch i an Gemeinderot in da Näh“ — wurde zwar verstanden und jeder Anwesende wußte auch, wen der Herr Bürgermeister meint, aber keiner hatte ihn vorgeschlagen. Er meinte nämlich niemand anderen, als seinen eigenen Sohn auf der „Mitterlehen“. Alle, die in der Nähe wohnen, wurden vom Herrn Bürgermeister als nicht brauchbar für den „Ontarot“ abgelehnt. So der Herr B. usw. — So ein Pech! Ja, ja, Herr Bürgermeister, der Grestenberger hat es halt auch noch nicht vergessen, daß er die „Mitterhubn“ an Juden verkauft hätte. Und die Beratungen der „Schwarzenbergbäurin“, die letzten Endes mit der Besitzübernahme durch den Spiegelbauer endigte, sind trotz allem Geschimpfe auf die „Roten“ noch immer nicht vergessen. Vielleicht mußten es auch einige der Widerspenstigen, daß der Bürgermeister das „Berghaus“ unter den gleichen Bedingungen, wie er den Schwarzenbergerbesitz bekam, gerne erworben hätte.

Theater und Kunst.

General Babka. Schwank in 3 Akten von Hans Raimann. Ein „Schwank“, daß Gott erbarm! Drei Akte lang seher sich Leute auf ihren steifen Hut, stolpern sie über einen Säbel, spritzen sie einander mit Sodawasserfläschen an, jagen sie Piprakaschnagel statt Paprikaschnitzel. 3 Akte lang ... Man weiß schon: Das Theater kann von der Kunst allein nicht leben. Man glaubt es: Die Leute wollen bisweilen lachen. Man kennt die Note des gegenwärtigen Betriebes und man hat sich viel gefallen lassen. Aber, zum Teufel, der Schmarrn hat seine untere Grenze, wo er zur Verhöhnung des zahlenden Publikums wird. Ein Stück wie dieses würden im kulturenträchtigsten Neste die Leute mit einem Theaterkandal beantworten, wenn der dortige Schmierendirektor die Aufführung wagen sollte. Aber das St. Pöltners Publikum ist gut erzogen, es läßt seinen Hausrechtsschlüssel in der Garderobe und kennt noch nicht die richtige Verwendung für faule Eier. Doch die Direktion des Stadttheaters würde sich sehr irren, wollte sie auf die Gutmütigkeit der Leute spekulierend, den Spielplan auf dem „Niveau“ halten, das sie seit Beginn der Spielzeit einnimmt. Es wäre dem Herrn Direktor zu raten, hin und wieder zu Studienzwecken während der Pausen ins Foyer zu begeben und den Gesprächen der Leute zuzuhören. Vielleicht weiß er dann sein Budget so einzurichten, daß er in den nächsten Wochen und Monaten mit sehr verringerten Einnahmen sein Auslangen findet. Es könnte doch sein, daß sich auch die Stadtgemeinde St. Pöltnen dafür interessiert, was der von ihr subventionierte Betrieb leistet. Für heute soviel. Ueber die Leistungen der Schauspieler zu sprechen erübrigt sich. Man möchte nicht in ihrer Haut stecken. z.

Unseres Wissens wurde für dieses Spieljahr die Gemeindefubvention für den Theaterdirektor verdoppelt. Das erinnert an einen Witz des „Simplizissimus“ anlässlich der Taberner Affäre, als gleichzeitig die Gagen (die sogenannten Zivil-Listen) der deutschen Fürsten erhöht wurden. Der „Simpl“ schrieb damals: „Die Zivil-Listen werden

erhöht, die Zivillisten erniedrigt! Die Subvention wurde erhöht, der Genuß der Theaterbesucher erniedrigt! (Die Redaktion.)

Aus der Theaterkanzlei. Der Spielplan für die kommende Woche lautet: Mittwoch, den 16. Oktober im Abonnement B und im freien Verkauf und Donnerstag, den 17. Oktober im Abonnement C und im freien Verkauf „Apfelspiel“ und „In Ewigkeit Amen“, Gerichtsstück von Anton Wildgans mit Direktor Karl Meißner. Freitag, den 18. Oktober (Theatergemeinde) „Loch in der Wand“. Samstag, den 19. Oktober, nachmittags, halb 3 Uhr, zu bedeutend ermäßigten Preisen „Othello“. Abends 8 Uhr, nach dem großen Erfolg, den das Stück „In Ewigkeit Amen“ von Anton Wildgans gehabt hat, entschloß sich die Direktion das beste Stück des Autors „Armut“ mit Direktor Meißner in der Hauptrolle zur Aufführung zu bringen. Das Programm für Sonntag ist bis Redaktionsschluss noch nicht bekannt, da Direktor Meißner nachmittags und abends Operetten-Gastspiele plant, die noch nicht zum Abschluss gekommen sind. Im Falle eines Abchlusses gelangt nachmittags „Ich hab' mein Herz in Heidelberg verloren“ und abends „Die goldene Meisterin“ zur Aufführung. Sonst nachmittags „Kleine Komödie“ und abends „Othello“. Montag, den 21. Oktober (Theatergemeinde) „Ihr kleiner Freund“. Dienstag, den 22. Oktober (Theatergemeinde) „Othello“. Mittwoch, den 23. Oktober im Abonnement B und im freien Verkauf und Donnerstag, den 24. Oktober im Abonnement C und im freien Verkauf „Armut“.

Sport und Spiel.

Arbeiter-Turn- und Sportverein Sankt Pölten. Sonntag, den 13. Oktober, führte der Verein seinen diesjährigen Herbstwaldlauf, in schönem Herbstwetter durch. Alle diejenigen, die an diesem Sonntag an der schönen Konkurrenz teilnahmen, hatten die wahre Genugung, daß der Lauf die propagandische Wirkung nicht verfehlte, denn viele Interessenten des Arbeiterports waren als Zuschauer vertreten. Wenn auch diesmal das Gros unserer aktiven Mitglieder von der Veranstaltung weniger Notiz nahm, so hofft man beim nächsten Waldlauf eine stärkere Beteiligung. Das sehr interessante Gelände im Stadtwald erforderte neben guter Lauftechnik auch besondere Körpergeschicklichkeit, denn Kurven und Hindernisse waren zu bewältigen. Bei den Jugendsportlern siegte Stöger mit 4:19:6 vor Oberndorfer 4:20:2 und Strobl 4:58. Bei den Sportlern bemerkte man nicht die sonst gewohnte Ueberlegenheit Einzelner, die Leistungen waren schon mehr ausgeglichen. Ergebnisse: Gaugus 5:37, Wagner 5:47, Pichlmann 5:55, Pansky R. 5:56. Alle übrigen folgten dicht auf, der Letzte benötigte noch die gute Zeit von 6:20.

bis Montag, den 4. November, geöffnet. Donnerstag, den 7. November: Monatsversammlung im Saale des Gasthauses Fürst, Wienerstraße 45. Programm: Berichte und Touren; Generalversammlung; Wahl des Wahlkomitees für die Generalversammlung. Nach Schluß: Musikvorträge. In Anbetracht der Wichtigkeit der Tagesordnung werden die Mitglieder ersucht, bestimmt und pünktlich zu erscheinen. Gäste herzlich willkommen.

Bajo Landesgruppe Nieder-Österreich. Gruppe 2. Klasse West. Stand der Frühjahrsmeisterschaften: 1. Melk, 5 Spiele, 1 Unentschieden, 9 Punkte. 2. „Vorwärts“ St. Pölten, 5 Spiele, 4 Siege, 1 Niederlage, 8 Punkte. 3. Spratzern, 5 Spiele, 3 Siege, 1 Unentschieden, 1 Niederlage, 7 Punkte. 4. Stattersdorf, 5 Spiele, 2 Siege, 3 Niederlagen, 4 Punkte. 5. Hainfeld, 5 Spiele, 1 Sieg, 4 Niederlagen, 2 Punkte. 6. Pottenbrunn, 5 Spiele, 5 Niederlagen, 0 Punkte.

Das wichtigste Spiel wird in Stattersdorf vor sich gehen. Sollte es den Heimischen gelingen, den Melkern beide Punkte abzunehmen, dann ist das Rennen um die Meisterschaft ganz offen. Das Frühjahrs-spiel endete 4:1 für Melk. Im Spiel Vorwärts gegen Hainfeld genossen die Sankt Pöltner unser Vertrauen. Das Spiel im Frühjahr endete 8:1 für die St. Pöltner. Eine gemachte Sache für Spratzern dürfte das Treffen Pottenbrunn gegen Spratzern werden. Das Frühjahrs-spiel endete 13:0 für Spratzern.

Arbeiterportklub „Vorwärts“ St. Pölten. (Fußballsektion.) Freitag, den 18. Oktober 1929 um 7 Uhr abends, Spielerversammlung. Aufstellung zweier Mannschaften gegen U. S. R. Spratzern. Sonntag, den 20. Oktober, auf un-

ferem Platze. Entscheidungsmeisterschaft um den Meistertitel der 2. Klasse West gegen U. S. R. Spratzern. Beginn um 10 Uhr vormittags. Reserven um 8 Uhr früh.

Arbeiterportklub „Vorwärts“. (Theatersektion.) Samstag, den 19. und Sonntag den 20. Oktober um 8 Uhr abends findet im Kinderfreundheim, Herzogenburgerstraße auf allgemeines Verlangen die Operette „Die Liebe geht um“ von Robert Bodanzky und Bruno Hardt-Worden, Musik von Robert Stolz, zur Wiederholungsaufführung statt. Spielleitung Leo Hinterhofer. Musik: Vereinsorchester unter Leitung ihres Dirigenten Herrn Hofschek.

Jugendbewegung.

Bezirksleitung Traisen: Sonntag, den 20. Oktober, nachmittags, veranstaltet die Bezirksleitung Traisen in Lilienfeld eine Jugendwerbefeier, zu der alt und jung herzlich eingeladen wird. Bei dieser Gelegenheit wird auch der Film „2. Internationaler Jugentag in Wien 1928“ aufgeführt. Die Feierrede hält Genosse Fritz Nitzgruber aus St. Pölten.

Scheibbs: Sonntag, den 20. Oktober, vormittags findet in Neustift bei Scheibbs eine Jugendversammlung statt, in der Genossin Weiner aus Krumnau und Genossin Floh aus St. Pölten sprechen werden. Alle Jungarbeiter und Arbeiterinnen werden zu dieser Veranstaltung herzlich eingeladen.

Höblich: Die Ortsgruppe Höblich des Verbandes der sozialistischen Arbeiterjugend hat für Samstag, den 19. Oktober, halb 8 Uhr abends, eine Jugendversammlung einberufen. Gen. Hans Rohberger aus St. Pölten wird über „Faschismus und Sozialismus“ sprechen.

Inserate bringen Erfolg!

BETTFEDERN

Wien XIV., Ollmannstraße Nr. 67/52. Muster, Preisliste gratis.



Klaviere, Pianino. Umtausch, Einkauf, Verkauf. Uebernahme sämtl. Reparaturen und Klavierstimmen. Original-Fabrikpreise! Zahlungsverleinerungen! Strobl, St. Pölten. Schleichplatzprom. 9 (Strohlohof) Telefon 411.

60 Jahre Maager Dorisch Lebertran. Weib 1 Flasche S 3.- für Personen über 5 Jahre. Weib 1 Flasche S 3.50 für Kinder unter 5 Jahren. Bezugsstellen weiß nach: Wilh. Maager, Wien, III., Seumarkt 3/15. Zu haben in Apotheken, Drogerien.

Klavierniederlage Friedrich Dehmal

St. Pölten, Domgasse Nr. 8. Telefon Nr. 491. Gegründet 1856. Große Auswahl in vorzüglichen soliden Instrumenten nur renommierter Fabriken. ORIGINAL-FABRIKPREISE! Auf Wunsch bequeme Zahlungs-erleichterung.



Einmalige Ausgabe fürs ganze Leben! Böhm. Bettfedern

Bekannt gut, billig und reell! Ein Kilo graue 50 g, S 1.70, gefüllte S 3.-, 4.-, wofürer gefüll. S 4.50, S 5.80 u. 7.- weiße Raumlage S 9.40 und 13.-, Schließbaum S 16.-, schneeweißer Druckbaumleib S 20.- u. 23.50, Daunee, grau, S 6.-, federfrei S 11.-, halbweiße federfrei S 15.-, weiße S 18.80 u. 25.-, sehr feine S 31.-, Spezial-Bruchdaunen (berl. Raumlage) S 37.50, Verleim von Federn über S 20.-, franko, Fertig gefüllte Tuchten, 180/120 cm, 4 kg schwer, mit gefüllten Federn S 16.-, 20.-, 25.-, mit weißen, gefüll. Federn, ebenfalls 4 kg schwer, S 28.-, 34.-, 43.-, 52.-, gefüllte Vöster mit gefüll. Federn, 60/80 cm, 1.30 kg schwer, S 4.20, 5.50, 6.50, mit weißen, gefüll. Federn, 120 kg schwer, S 8.-, 10.50, 13.50, 16.50, Dauneelemente, 180/120 cm, aus daunendichtem Gilet, mit 2 kg grauen, federfreien Daunee S 34.50, mit 2 kg halbweißen, federfreien Daunee S 42.50, mit 1 1/2 kg feine-weißen Daunee gefüllt S 50.-. Weiter umfassen. Versand per Nachnahme. Nichtpostendes retour! Unzählige Anerkennungen und Nachbestellungen, jeder zufrieden.

Sachsel & Co., Wien, VII., Burggasse 105/108.

Kauft nur bei unseren Inserenten!

Bruch-Heilung

ohne Operation, ohne Berufsstörung, ohne Schmerzen, ohne Einprägungen, auf mechanischem Wege.

Deutsches Reichspatent 423513. Zusatzpatent 445991. Defferr. Bundespatent 105456.

Niederlassung: Sankt Pölten, Gasthof zur Westbahn (Georg Geiß), Kremsergasse 22, am Sonntag, den 27. und Montag, den 28. Oktober von 9-1 Uhr mittags. Eggenburg, Hotel zur Linde, am Samstag, den 26. Oktober von 9-1 Uhr mittags.

Zeugnis: Ich Unterzeichneter litt 20 Jahre an einem rechtsseitigen Hodenbruch und bin jetzt ein völlig Geheilte. Ich lade nur vier Monate bei Herrn Danzeisen zur Anwendung der Patente. Nur ein Bruchheilender kann mir nachfühlen wie dankbar ich bin. Ich sage Herrn Danzeisen deshalb in der Öffentlichkeit Dank.

Stelzhammer Franz, Innenlee, bei Haag am Hausruck, den 8. September 1929. Wird beglaubigt durch Gemeindevater: Der Bürgermeister: Gottfried Suber.

Verlangen Sie Prospekt gegen doppeltes Rückporto! Ich verweise auf meine Patente und bitte, minderwertige Nachahmungen zurückzuweisen.

E. Danzeisen, München 42 Eggenburgerstraße 11.

NÄHMASCHINEN

für Familien-, Schneider-, Schuhmacher- und Gewerbetreibende. PICK Fahrräder 1929 ohne Angabe S 20.- monatlich m. reeller Garantie. WIEN IX., Lichtensteinst. 27 IV., Wiedner Hauptstr. 8.

MOTORRÄDER, FAHRRÄDER

NÄHMASCHINEN jede gewünschte TEILZAHLUNG. LEOPOLD STROBL St. Pölten Schleichplatzpromenade Nr. 9 (Strohlohof) Telefon Nr. 411 Verkaufsort im Hofe Reparaturen rasch und billig.

Billige böhmische Bettfedern! Nur reine Vollkräfte Sorten

1 Kilogramm graue, gefüllte S 5.-, halbweiße S 6.50, weiße S 8.-, bessere S 10.- u. 13.-, Dauneelemente S 13.- u. 17.50, Leibe S 20 u. 22.50, Verleim postfrei gegen Nachnahme. S 10.- aufwärts franko. Umständl. und Rücknahme gestattet. Weiter umfassen. Zuschriften an Benedikt Sachsel, Lobes Nr. 257 bei Pilsen, Böhmen.

Natürliche, orth.-mech. Bruch-Heilung

Ohne Operation! Ohne Schmerzen! Ohne Berufsstörung! durch Deutsches Reichspatent 483091 und Österreichisches Patent 115037. Niederlassung St. Pölten: Gasthof „zur Westbahn“, Kremsergasse Nr. 22 Freitag, den 25. und Samstag, den 26. Oktober 1929, immer von 8-2 Uhr mittags.

Krems a. D., Hotel Bahnhof, gegenüber des Bahnhofes. Sonntag, den 27. Oktober 1929 von 8-2 Uhr mittags. 2 mal operierter Hodenbruch im Alter von 70 Jahren vollständig geheilt!

Mit großer Freude und herzlichem Dank gebe ich Ihnen bekannt, daß Sie mich rühmlich von meinem bedeutenden Hodenbruch innerhalb eines halben Jahres befreiten. Längst schon hätte ich Ihnen meinen Dank ausgesprochen, doch wollte ich immer noch zuwarten, ob nicht noch etwas nachkommt, was aber gottseidank heute nach 3 Jahren nicht der Fall ist. Aus Dankbarkeit werde ich die Leidenden dieser Art stets gerne auf warmste empfehlen. — Ihr Spezialapparat ist eine so segensreiche Erfindung, daß man diesen nicht genug empfehlen kann.

Mit herzlichem Dank Josef H. Inhaber hoher Auszeichnungen. Verlangen Sie aufklärende, illustr. Broschüre mit Bestätigung von über 2000 geheilter Bruchleidender gegen doppeltes Rückporto! Ich verweise ausdrücklich auf meine neuesten Patente; minderwertige Nachahmungen wollen zurückgewiesen werden. Erstes und Ältestes Spezialunternehmen! Carl Ludwig Wörner, Salzburg Josef-Mayburger-Kai 2a (Inserat lt. Bundesministerium f. soz. Verw. v. 5. 10. 28. Z. 1 60972)

Epileptische Krämpfe

Leidenden gebe ich aus Erfahrung gerne bekannt, wie meine Tochter seit Jahren von ihrem Leiden befreit wurde. Rückporto beiliegen, da ich kein Geschäft betreibt. S. Pohl, Habelschwerdt 48 (Deutsch-Schützen, Turmstr.)

Im Smerieren liegt der Erfolg!

Anhänger der Feuerbestattung werden einzig und allein nur Mitglieder des Arbeiterfeuerbestattungsvereines „DIE FLAMME“ Prospekt gratis durch das Sekretariat, Wien, VI., Linke Wienzeile 48-50. Ortsgruppen in allen Bezirken. Telefon B 28-0-78, B 28-0-79 Gegründet 1904

Andreas Bregls Wm., Tapeziererei

Willemsburg a. d. Traisen, Kirchenplatz 84 Ottomanen von S 40 aufwärts Matratzen von S 19 aufwärts Divan „Ein Griß ein Beiß“

Zahlungserleichterungen! Versand überallhin!

Billige böhmische Bettfedern!

1 Kilo halbweiße, gefüllte, gute S 5.-, weiße, feine, gefüllte S 7.-, 10 S.; feinste Halbbaum-Bettfedern 12, 15, 18 und 22 S. Versand jeden beliebigen Quantums postfrei, gegen Nachnahme. Aufträge von 5 kg an franko. Fertig gefüllte Bettene, aus höchstem Raumlage, 1 Tuchent mit samt 2 Kopfkissen, gefüllt mit halbweißen, gefüllten Bettfedern 35 S.; mit weißen, feinen, gefüllten Bettfedern 25, 35, 41, 50, 60. Kopfkissen 5, 8, 10, 12, 15, 20 S. Versand postfrei gegen Nachnahme, von 20 S an franko. Umtausch gestattet, für Nichtpostendes vollen Betrag zurück. — Ausführliche Preisliste und Muster kostenlos. E. Benisch, Export böhmischer Bettfedern in Prag XII.

Gutenberg-Buchdruckerei

St. Pölten, Franziskanergasse 6